

**DER
LANDSER**

Österreich S 18,-
Schweiz sfr 2,20

Italien L 1800 - Spanien Ptas 150,-
Niederlande Ml 2,00

2,20 DM

Erlebnisberichte zur
Geschichte des
Zweiten Weltkrieges

1478

NEUAUFLAGE

W. BORCHER

Krieg mit Rußland

Juni 1941. – Unternehmen „Barbarossa“ – der Angriff gegen die Sowjetunion. –
Dokumentationen über den Verlauf der Grenzlandkämpfe



Scan & Korrektur: Keulebernd

Ritterkreuzträger des Heeres

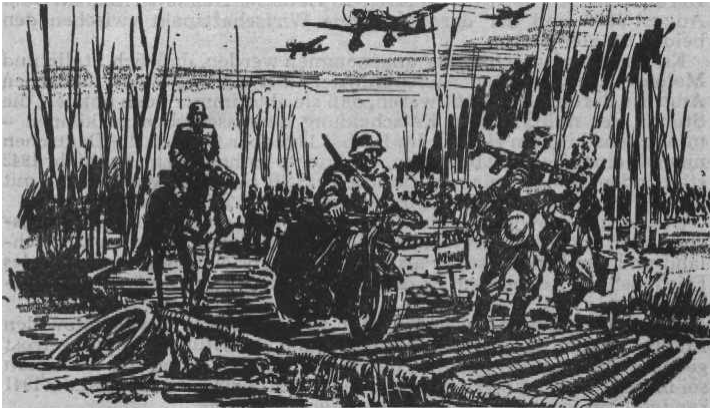


Helmut Schmischke

Der am 30. September 1915 Geborene trat am 1. Oktober 1936 in das Heer ein und wurde am 1. April 1939 zum Leutnant befördert. Schmischke fand Verwendung in vielen Dienststellungen, so als Adjutant und Kompaniechef und schließlich als Kommandeur des Pionierbataillons 36 (mot). Er nahm am Frankreich- und Rußlandfeldzug teil, wobei er sich durch wiederholte persönliche Tapferkeit und hervorragende Truppenführung auszeichnete. Am 29. November 1942 erhielt Schmischke das Deutsche Kreuz in Gold und am 22. Juli 1943 als Hauptmann und Kommandeur des Pionierbataillons 36 (mot) das Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes. Nach mehreren Verwundungen war ihm auch das Goldene Verwundetenabzeichen verliehen worden. Als Major i. G. (im Generalstabsdienst) geriet er am 13. Mai 1945 in sowjetische Gefangenschaft, aus der er am 2. Januar 1950 entlassen wurde. (Quellenangabe und Bild: »Das Ritterkreuz«, Mitteilungsblatt der Ordensgemeinschaft der Ritterkreuzträger.)

Krieg mit Rußland

Sommer 1941. – Die ersten Schlachten nach dem Angriff auf die Sowjetunion



22. Juni 1941. In der Nacht vor diesem Tag waren rund 3,2 Millionen deutscher Soldaten darüber informiert worden, daß Hitler, Ihr Oberster Befehlshaber, sich zum Krieg gegen die Sowjetunion entschlossen habe. Sie hörten dabei Worte wie diese: »... das Schicksal Europas, die Zukunft des Deutschen Reiches, das Dasein unseres Volkes liegen nunmehr allein in Eurer Hand...« Die Würfel waren gefallen, und um 3 Uhr morgens standen 153 deutsche Infanterie- und Panzerdivisionen sowie rumänische Verbände zum Angriff gegen Sowjetrußland bereit. Ein Vormarsch begann, der einen ähnlich schnellen Verlauf zu nehmen schien, wie dies bei den vorangegangenen Feldzügen im Westen und auf dem Balkan der Fall gewesen war. Der Tod begleitete fortan Hundertausende von Feldgrauen auf ihrem Weg nach Nordosten, Osten und Südosten, die sich bei glühender Hitze über staubige Rollbahnen vorwärtsquälten und schon bald die

Härte eines Gegners zu spüren bekamen, der zum Letzten entschlossen war. Wie alle anderen vor oder nach ihnen glaubten auch sie an den Sinn ihrer Opfer und die Gerechtigkeit ihres Auftrags. Was sie damals zu leisten und zu erdulden hatten, schildert der Verfasser im vorliegenden Band.

Die Redaktion

Der historische Hintergrund

Betrachtet man heute mit kritischem Blick russische Romane und Filme der Nachkriegszeit, so könnte durchaus der Eindruck entstehen, daß die Sowjetunion den Ausbruch des Rußlandfeldzuges als eine Art überraschendes Ereignis, als einen Blitz aus heiterem Himmel empfunden habe. Anfang 1941 stand es aber fest, daß die Auseinandersetzung zwischen Deutschland und der UdSSR nicht mehr zu verhindern war. Daran änderten auch der deutsch-sowjetische Nichtangriffspakt vom August 1939 und der darauffolgende Wirtschaftspakt zwischen den beiden Staaten nichts.

Es darf als ziemlich sicher angenommen werden, daß sich Stalin und Molotow (sowjetischer Außenminister) der Gefahr eines deutschen Angriffs durchaus bewußt waren, daß sie aber immer noch hofften, die Stunde der militärischen Entscheidung hinausschieben zu können – mindestens bis zum Herbst. Im Herbst 1941 aber würden die Deutschen niemals einen Feldzug beginnen, der konnte frühestens im Frühjahr 1942 stattfinden. Bis dahin aber wäre die UdSSR für einen Waffengang mit Deutschland wirtschaftlich, militärisch und moralisch bereit gewesen.

Obgleich die sowjetische amtliche Presse alles unternahm,

um Kriegsgerüchten entgegenzutreten, den Nichtangriffspakt zwischen Deutschland und der UdSSR sogar als einen »unverbrüchlichen Garanten des Friedens« darstellte, kam es dennoch zu einigen merkwürdigen Begebenheiten.

Offiziell wiederum erweckten nach wie vor Stalin und Molotow den Eindruck, alles sei in bester Ordnung, die Sowjetunion könne getrost gewisse Spannungen auf internationaler Ebene verkraften, denn man sei in jeder Beziehung Herr der Lage. Im übrigen war das Frühjahr 1941 randvoll mit diplomatischen Ereignissen.

Da war einmal der sowjetisch-jugoslawische Beistandspakt, der in Moskau unterzeichnet wurde. Obwohl sich bereits nach einigen Wochen herausstellte, daß er nichts wert war, weil Deutschland dennoch in Jugoslawien einmarschierte und sich auch Rumäniens versicherte, war dieser Akt eine Demonstration sowjetischer Souveränität. Stalin ließ sich von Hitler – trotz Pakt – nicht einschüchtern, noch in seiner politischen Aktivität einengen. Der jugoslawische Botschafter Gabrilovic soll Stalin gefragt haben: »Was geschieht, wenn sich die Deutschen gegen Sie wenden?« Und Stalin hatte darauf lächelnd geantwortet: »Nun gut, laßt sie kommen.«

Am 13. April fiel Belgrad. Genau an diesem Tage aber – sicherlich sehr geschickt gewählt – wurde in Moskau der sowjetisch-japanische Nichtangriffspakt unterzeichnet. Dieses Abkommen war, ebenso wie das jugoslawische, von zweifelhaftem Wert, denn immerhin war Japan ein wichtiger Achsenpartner Deutschlands und in seiner Ideologie »allem Deutschen mehr als herzlich zugetan«. Das hieß: Stalin hatte sich eigentlich mit einem Feind verbündet.

Aber warum eigentlich nicht? Schließlich hatte die UdSSR auch Pakte mit dem nationalsozialistischen Deutschland geschlossen, dessen Führer lange Zeit als »Staatsfeind Nr. 1« erklärt worden war. Dieser Pakt war eine Glanzleistung Stalins, der sich damit den Rücken für eine eventuelle

Auseinandersetzung mit Nazi-Deutschland freihielt, denn Rußland konnte zur Not alles verkraften, nur keinen Zweifrontenkrieg.

Stalin, der genau wußte, welch starken Eindruck der sowjetisch-japanische Pakt im Volk hinterließ, zog alle Register diplomatischer Schauspielkunst. Er tat etwas Ungewöhnliches, indem er den japanischen Außenminister Matsuoka persönlich am Bahnhof verabschiedete, ihn vor aller Öffentlichkeit umarmte und sagte: »Wir sind auch Asiaten, und wir müssen zusammenhalten.« Er schüttelte sogar den Eisenbahnern und Reisenden die Hände, während er Arm in Arm mit dem Japaner den Bahnsteig entlangschritt. Der Wahrheit halber muß aber noch hinzugefügt werden, daß Stalin den Arm auch um die Schulter des ebenfalls zur Verabschiedung Matsuokas erschienenen deutschen Militärattaches; Oberst von Krebs, legte und zu diesem sagte: »Auch wir wollen gute Freunde bleiben, nicht wahr?«

Ein Stalin sehr nahestehender Mann sagte dazu nach dem Krieg: »Was für Stalin an diesem Tag zählte, war der Nichtangriffspakt mit Japan, Über die Deutschen machte er sich keine großen Illusionen mehr.«

Die Situation nahm nun von Woche zu Woche an Dramatik zu. Anläßlich des Maifeiertages ließ Stalin eine mächtige und eindrucksvolle Militärparade auf dem Roten Platz abrollen. Motorisierte Einheiten, Panzerverbände, schwerste Artillerie paradierten, und Hunderte von Flugzeugen donnerten mit ohrenbetäubendem Lärm über die Hauptstadt hinweg.

All das sah sehr kriegerisch und kampfentschlossen aus, was ja auch der Zweck der Übung war. Die verunsicherten Moskowiter bekamen an diesem Tag einen Eindruck von der Stärke der Roten Armee, und gleichzeitig machte das Gerücht die Runde, daß alle an der Parade beteiligten Truppen an die polnische Grenze, nach Minsk und Leningrad in Marsch gesetzt wurden. »Zur Sicherung unserer Grenzen gegenüber

jedwedem Feind«, wie es hieß.

Dem deutschen Botschafter in Moskau, von der Schulenburg, blieben diese Gerüchte natürlich nicht verborgen, und sie veranlaßten ihn, am 2. Mai für das Auswärtige Amt in Berlin folgende Feststellung zu protokollieren: »In Moskau wachsen die Spannungen hinsichtlich eines bevorstehenden Krieges mit Deutschland immer mehr.«

Zwei Tage später hielt Adolf Hitler seine aufsehenerregende Rede, in der er Rechenschaft über den Balkanfeldzug ablegte. Die Sowjetunion wurde aus allen Passagen der Rede ausgeklammert, wie er das übrigens auch in seinen vorhergegangenen Reden getan hatte.

Am 5. Mai empfing Stalin im Kreml einige hundert Offiziere, Absolventen der Militärakademien, und hielt eine Ansprache. Offiziell wurde von dieser Rede nichts verlautbart, außer dem, was die amtliche PRAWDA schrieb und was unter der Schlagzeile erschien: »Wir müssen auf jede Überraschung vorbereitet sein.« Und dann hieß es mit knappen Worten, daß der Genosse Stalin in seiner Rede darauf hingewiesen habe, in der Roten Armee habe sich in den letzten Jahren eine tiefgreifende Veränderung der Struktur vollzogen, daß die Armee den modernen Erfordernissen angepaßt worden sei und eine enorme Aufrüstung der Streitkräfte stattfinde.

Was nun geschah, war wieder einmal ein Meisterwerk diplomatischer und politischer Schläue, wenn auch unter dem Zwang der politischen Konstellation. Am 6. Mai wurde Stalin, der bisher »nur« Generalsekretär der Partei war, durch Beschluß des Präsidiums des Obersten Sowjet zum Vorsitzenden des Rates der Volkskommissare ernannt. Damit war Stalin nunmehr offiziell Regierungschef der UdSSR. Molotow wurde zum Stellvertretenden Ministerpräsidenten ernannt, behielt jedoch das Amt des Außenkommissars (Außenminister) bei.

Stalin war jetzt also absoluter Herrscher im sowjetischen

Großreich. Dadurch wuchs automatisch die Chance, einen Krieg zu vermeiden. Graf von der Schulenburg schickte nicht umsonst mehrere Telegramme nach Berlin, in denen er die Reichsregierung um Mäßigung bat und feststellte, daß Stalin der entschiedenste Gegner eines Krieges sei. Graf von der Schulenburg, der festen Glaubens war, Hitler wünsche – zumindestens zur Zeit – keinen Krieg mit Rußland, bekam auf seine Telegramme nie eine Antwort. Hitler benötigte keine Friedensratschläge, weil er längst entschlossen war, die UdSSR im Frühjahr 1941 anzugreifen.

Stalin wiederum begann jetzt mit einer geradezu hektischen Friedenskampagne. Um Hitler seine »unverbrüchliche Treue« und »absolute Solidarität« zu bekunden, scheute er sich nicht, die Botschaften und Legationen von Deutschland besetzter Länder – Belgien, Griechenland und Jugoslawien – zu schließen. Selbstverständlich wurde die Vichy-Botschaft des Generals Petain von diesem Schritt ausgenommen. Ferner wurden alle Grenztruppen angewiesen, keinerlei Provokationen zu unternehmen. Es sei auch streng verboten, das Feuer auf die zahlreichen Aufklärungsmaschinen der deutschen Luftwaffe zu eröffnen.

Auch auf dem wirtschaftlichen Sektor tat Stalin alles, um Hitler bei guter Laune zu halten. Noch nie flössen Erdöl und kriegswichtiges Material in solchen Mengen über die Grenzen nach Deutschland, ohne daß Moskau darauf drängte, die im Handelsabkommen fixierten Gegenleistungen zu erhalten.

Dann folgte am 14. Juni, also genau acht Tage vor dem Kriegsausbruch, jenes Tass-Kommunique (Tass: Amtliches sowjetisches Nachrichtenbüro), das in der Chruschtschow-Ära als das verdammenswürdigste Beispiel Stalinschen Wunschdenkens, Stalinscher Kurzsichtigkeit und absoluter Unfähigkeit angeprangert wurde. Zu Unrecht übrigens, denn Stalin mußte alles versuchen, den Krieg auf einen für ihn genehmen Zeitpunkt hinauszuschieben. Das viel umstrittene

geschmähte Tass-Kommunique hatte folgenden Wortlaut:

»Vor Cripps (engl. Botschafter) Ankunft in London und besonders danach haben die Gerüchte über einen ›baldigen Krieg‹ zwischen der Sowjetunion und Deutschland immer mehr zugenommen. Es heißt ferner, Deutschland habe territoriale und wirtschaftliche Forderungen an die Sowjetunion gestellt...

All das ist nichts anderes als plumpe Propaganda der Deutschland und der UdSSR feindlich gesonnenen, an einer Ausdehnung des Krieges interessierten Kräfte, Tass ist ermächtigt festzustellen:

Deutschland hat keinerlei Forderungen an die Sowjetunion gestellt, weshalb auch keine Verhandlungen notwendig sind.

Deutschland erfüllt die Abmachungen des sowjetisch-deutschen Paktes ebenso gewissenhaft wie die Sowjetunion. Den Bewegungen deutscher Truppen an der deutschen Ostgrenze müssen andere Ursachen zugrunde liegen, die nichts mit den sowjetisch-deutschen Beziehungen zu tun haben.

Die Sowjetunion hält die Bestimmungen des sowjetisch-deutschen Paktes ein und hat auch weiter die Absicht, dies zu tun. Alle Gerüchte über Vorbereitungen zu einem Krieg mit Deutschland entbehren jeder Grundlage.

Die kürzlich erfolgte Einberufung von Reservisten sowie die abgehaltenen Manöver bezwecken die Ausbildung von Reserveeinheiten, sowie die Prüfung der Leistungsfähigkeit des Eisenbahnnetzes, und es ist zumindest absurd, diese Operationen als deutschfeindlich hinzustellen,«

Was bezweckte Stalin mit diesem Tass-Kommunique tatsächlich? Etwa Hitler Sand in die Augen zu streuen? Ganz sicherlich war das nicht der Fall, denn Stalin wußte nur zu gut, daß ihm das gar nicht möglich war. Aber was dann? Unter Berücksichtigung der Lage muß man zu dem Ergebnis kommen, daß Stalin einfach irgendeine Reaktion aus Berlin erwartete, den versteckten Hinweis vielleicht, daß Hitler zur Zeit wirklich nicht daran denke, einen Krieg zu führen.

Möglicherweise war das Tass-Kommunique ganz einfach der Versuch, irgendwie noch auf der diplomatischen Bühne in Aktion zu bleiben, um Zeit zu gewinnen.

Die deutsche Regierung reagierte auf das Tass-Kommunique überhaupt nicht, sie druckte es nicht einmal ab. Das war deutlich genug. Als Molotow in der Nacht des 21. Juni 1941 den Grafen Schulenburg zu sich bat, waren die Würfel schon gefallen.

*

Suwalki, ursprünglich russisch, von 1919 bis 1939 polnisch, bestand aus Holz- und Halbholzhäusern an einigen breiten sandigen Straßen. Die Häuser waren strohgedeckt. Dennoch: Die Polen hatten in den 20 Jahren ihrer Herrschaft eine Menge getan: Kirchenbau, vernünftige, saubere Schulen, Obstkulturen an den Südseiten der Hänge, Fischzuchtanstalten, alles das entstand in dieser verhältnismäßig kurzen Zeit. Den Bauern ging es gut. Sie besaßen viel Kleinvieh und ausgezeichnete Panjepferde. 1939, nach dem Polenfeldzug, waren die Russen 14 Tage in Suwalki gewesen. Als sie wieder abzogen, atmeten die Polen auf. Suwalki, ehemalige polnische Garnison, hatte wieder seinen Frieden. Die meisten Menschen in Suwalki waren froh, daß es keine Soldaten mehr in der Stadt gab. Soldaten brachten kein Glück.

Suwalki, Anfang Juni 1941.

Die Kasernen waren wieder voll. In den Stallungen scharrtten Pferde, auf dem Kasernenhof exerzierten deutsche Soldaten, Infanteristen. In der Stadt hatte sich ein Divisionsstab etabliert. Die Deutschen waren höflich – und sie kauften viel. Die nächtliche Sperrstunde nahm man gelassen in Kauf. Wen störte sie schon? In Suwalki ging man mit den Hühnern ins Bett und stand mit den Hühnern wieder auf.

Dann geschieht es. In Suwalki entsteht Unruhe, weil die

Deutschen Panjefahrzeuge requirieren. Eine völlig unverständliche Maßnahme, haben die deutschen Soldaten doch wunderbare, gummibereifte Fahrzeuge. Die Bauern fragen die Soldaten, warum man ihnen die Panjefahrzeuge wegnehme, und sie erhalten zur Antwort: »Weil eure Fahrzeuge besser sind als unsere gummibereiften. Die taugen nichts im Sand, sinken zu tief ein.«

Die Tage vergehen. Es wird heiß, sehr heiß. 30 Grad und noch mehr im Schatten sind keine Seltenheit. Die Bauern von Suwalki gehen nur widerwillig ihrer Arbeit nach, und sie würden wahrscheinlich gar nichts tun, wenn die deutsche Zivilverwaltung nicht wäre.

Anders dagegen die Deutschen. Die Soldaten rennen den ganzen Tag mit ihren schweren Stahlhelmen herum, exerzieren, üben im Gelände, und bei Arys, auf dem Truppenübungsplatz, schießen sie mit Kanonen. Tag und Nacht.

Dann passiert diese sonderbare Geschichte mit dem Baron v. Schillig.

Dieser Baron ist in Suwalki ein bekannter Mann. Von den Russen war er auf Grund des Stalin-Hitler-Paktes aus dem Baltikum ausgesiedelt worden und tauchte eines Tages in Suwalki auf, mit seiner ganzen Familie. Er übernahm ein heruntergekommenes polnisches Adelsgut, unweit der Stadt, das er schnell wieder in die Höhe brachte. Ein ausgezeichnete Mann, dieser Baron v. Schillig. Was die Bewohner von Suwalki allerdings nicht ganz verstehen, ist seine unverhohlene Sympathie für die russischen Menschen.

Eines Tages, man schreibt den 15. Juni 1941, hat dieser Baron v. Schillig plötzlich eine deutsche Uniform an und wohnt ganz in der Nähe des deutschen Divisionshauptquartiers. Die Bauern kriegen heraus, daß der Baron Dolmetscher für Russisch bei der deutschen Division geworden ist.

Diese Nachricht geht wie ein Lauffeuer durch Suwalki.

Wenn die Deutschen den Baron v. Schillig von seinem Gut wegnehmen und als Dolmetscher für Russisch anstellen, muß das einen triftigen Grund haben. Und plötzlich fällt es den Bauern von Suwalki wie Schuppen von den Augen: Es paßt alles zusammen: die Stationierung der deutschen Division in Suwalki, das nur 30 Kilometer von der russischen Grenze entfernt liegt, die Requirierung der Panjefuhrwerke, die vielen Schießübungen der deutschen Artillerie, die rastlosen Manöver der Infanterie. Krieg! Es wird Krieg geben! Krieg gegen die Russen.

Der Abendgottesdienst war noch nie so gut besucht wie an diesem 15. Juni 1941.

*

Noch während der Priester in der Kirche von Suwalki das Amen spricht und den Gläubigen den Segen erteilt, trifft im Gefechtsstand der 6. Infanteriedivision (ID) ein Fernschreiben des VI. AK (Armeekorps) ein. Der Ia, Major i. G. Lassmann, bringt das Fernschreiben sofort dem Kommandeur der 6. ID, General Großmann.

»Herr General, das erwartete Fernschreiben des VI. AK ist eben eingegangen«, meldet sich der Major.

General Großmann sieht von der Karte auf, nickt seinem Ia zu, »Bitte, Lassmann, lesen Sie vor.«

»IV. AK. Fernschreiben Nr. 667/6, Geheime Kommandosache«, beginnt der Major. Der General lehnt sich im Stuhl zurück. »Weiter, Lassmann. Bitte ohne die Formalitäten.«

»Zu Befehl, Herr General... – Ab sofort ist Truppe über ›Fall Barbarossa‹ zu unterrichten und zwar insoweit, als es Angriffsführung des VI. AK betrifft. X-Tag bleibt weiterhin unbekannt.«

»Ist doch ganz klar«, wirft General Großmann ungeduldig ein. »Wir wissen ihn ja selbst nicht. Was für Befehle hat das

AK für unsere Division, Lassmann?»

»Die 6. ID«, fährt der Ia fort, »bezieht in der Nacht vom 15. zum 16.6. Beobachtungstreifen an der Grenze im Raum Szeszupa Bach-Wihuza-ny-Skombololo-Rowele-Rutka zwischen der in Richtung Kalvaria fließenden Szeszupa und dem Waldgelände von Sudawskie, Rechts von 6. ID 39. Panzerkorps, links 26. ID mit gleicher Aufgabenverteilung.«

»Das ist ein Beobachtungstreifen von zehn Kilometern«, äußert der General, der inzwischen mit dem Winkelmesser die Entfernung ermittelt hat.

»Jawohl. Ganz genau sind es sogar zwölf Kilometer«, ergänzt der Ia der Division, der in Gedanken schon den Wortlaut der Bekanntmachung »Fall Barbarossa« und die Verlegungsbefehle für die Regimenter formuliert. Noch heute nachmittag werden die Kuriere bei den Einheiten sein.

Das Fernschreiben AK 667/7 beendet die nervenaufreibende Zeit des Wartens und gibt Klarheit. Der Krieg gegen die Sowjetunion, konzipiert durch die »Führerweisung Nr. 21, Fall Barbarossa«, ist jetzt unvermeidlich. Begeisterung wird nirgendwo geweckt. Es gibt keinen Hurra-Patriotismus wie im Jahre 1914, vor dem I. Weltkrieg. Die Zeiten sind vorbei. Statt dessen macht sich die Sorge breit, wie dieser Feldzug, der alle bisherigen Dimensionen sprengen wird, ausgehen möchte.

»Lassmann, wann wird es losgehen?« wendet sich General Großmann an seinen Ia, der im Begriff ist, den Raum zu verlassen.

Der Major runzelt die Stirn. »Viel Zeit haben wir nicht mehr, Herr General. Ich für meine Person würde sagen: Je eher wir losschlagen, desto besser,«

Großmann nickt zustimmend. »Halder (Chef des Generalstabes des Heeres) soll vom Führer (Hitler) fünf Monate für den Ostfeldzug gefordert haben. Das bedingte ein Antreten im Mai. Inzwischen haben wir Mitte Juni.«

»Leider. Es ist fast nicht mehr zu verantworten, Herr

General. Ich möchte meinen: Länger als vier Tage wird es nicht mehr dauern. Diese Zeit reicht auch aus, um die erforderliche Aufklärung durchzuführen.«

Als Major Lassmann das Zimmer verlassen hat, sitzt General Großmann noch eine ganze Weile über der riesigen Rußlandkarte, die – bis vor kurzem noch fest unter Verschuß – auf dem Tisch liegt. Ein schwindelerregender Anblick, diese Karte. Ja, es wird ein Feldzug der großen Superlative werden. Diese Entfernungen! Diese Weiten! Keine Straßen und Wege, dafür Sümpfe, Urwälder und Steppen. Und spätestens im Oktober setzt die gefürchtete Schlammperiode ein. Hitler wußte das ebenso wie seine Generale. Deshalb hatte Halder fünf Monate verlangt. Vier sind noch geblieben.

Ursprünglich war X-Tag für den »Fall Barbarossa« der 15.5. gewesen. Er mußte verschoben werden, weil der jugoslawische Putsch seinen Verlauf genommen hatte.

Es hatte wegen dieser Fehleinschätzung der Lage bei den Armeeführern viel Kritik gegeben. Aber Hitler, sonst eher wagemutig als auf Sicherheit bedacht, maß der Situation auf dem Balkan mehr Bedeutung bei, als sie verdiente, obgleich bereits im April feststand, daß der Balkanfeldzug rasch beendet sein würde.

General Großmanns Blick fällt auf den Fluß Njemen. Ein Schicksalsfluß der Diktatoren. Napoleon Bonaparte hatte den Njemen am 22.5.1812 überschritten und wegen des zu späten Zeitpunktes den Krieg verloren. Das behauptete jedenfalls einer der größten preußischen Strategen: Clausewitz.

Wann würden die deutschen Truppen den Njemen überschreiten?

Die Verlegung der sogenannten »Beobachtungsabteilungen« geht reibungslos und unter strengster Geheimhaltung vonstatten. Bereits gegen Mittag des 16. Juni richten sich Hunderte von Ferngläsern auf das Gebiet jenseits des

Grenzstreifens. Im Abschnitt der 6. ID können in der Mitte des Beobachtungstreifens mühelos breite, fertige Betonkampfstände festgestellt werden. Dagegen sind auf dem linken und rechten Flügel keine Befestigungsanlagen zu erkennen. Dies überrascht die Divisionsführung insofern, als am rechten Flügel eine Straße, etwa vom diesseits der Grenze liegenden Wizajni, hochgelegen und trocken, tief ins russische Hinterland hineinführt. Einzig und allein einige Baustellen gibt es dort, die sich landeinwärts hinziehen.

Eine Besetzung der Grenzlinie wird allerorts festgestellt. Nicht aber, was drüben in Stellung liegt. Sind es reguläre Kampfeinheiten der Roten Armee, oder nur Milizionäre des Grenzschutzes? Operative Stoßtrupptätigkeit, die hierüber Aufschluß hätte bringen können, schied wegen der strengen Geheimhaltungsbestimmungen naturgemäß aus.

Für eine Bereitstellung der Division für den Angriff ist das Gelände nur bedingt tauglich. Das rechte Drittel der Grenzlinie kommt sowieso nicht in Frage, weil dieses hier über eine beherrschende Höhe auf der Nordostseite des Tales führt und eine Bereitstellung gewissermaßen vor den Augen des vermutlichen Feindes hätte vorgenommen werden müssen. In der Mitte und links dagegen ist eine Bereitstellung günstig. Hier gibt es zahlreiche bewaldete Höhen, von denen aus die Artillerie teilweise einen guten Einblick ins Feindgelände besitzt. Die höchste Höhe wird als vorgeschobener Divisionsgefechtsstand vorgesehen

Die nächsten zwei Tage vergehen, ohne daß auch nur eine Spur der beginnenden Feindseligkeiten zu erkennen ist. Hüben wie drüben verhält man sich vorsichtig, abwartend.

Dann kommt der 18. Juni 1941. Das VI. AK teilt den Divisionen mit, daß durch Stichwort der 22.6. als Angriffstag bestimmt worden sei. Die Würfel sind gefallen.

Mitten in die fieberhaften Angriffsvorbereitungen hinein platzt ein Telefonanruf der Armeeführung. General Großmann

nimmt persönlich das Gespräch an. Die Armee erkundigt sich, ob Interesse bestehe, daß namhafte Redner der NSDAP* vor dem Angriff zu den Truppen sprächen. Großmann lehnt dies ab mit der Begründung, daß sich die Truppe fest in der Hand ihrer Führer befinde und eine Beeinflussung durch Politiker eher störend als fördernd empfunden werde.

Dann trifft der Angriffsbefehl des Armeekorps bei der Division ein. Er lautet: 6. ID tritt am 22.6.1941 um 03.05 Uhr zum Angriff an, und zwar mit dem rechten Flügel an der Szeszupa über Luidvinawas vorgehend, um den Njemen-Übergang bei Prienai in Besitz zu nehmen.

Das sind 70 Kilometer Luftlinie, nach den Erfahrungen der Praxis aber mindestens 90 Kilometer Fußmarsch. Und das alles im Gefecht und auf sandigen Feldwegen, mit Ausnahme der letzten 25 Kilometer vielleicht.

In dem Angriffsbefehl heißt es weiterhin: »... kommt es in erster Linie darauf an, sich nicht vor Befestigungen in breiter Front festzurennen, sondern unter Ausschluß der Befestigungen möglichst durch unbefestigtes Gelände vorzustößen und ihre Wegnahme besonderen Teilen zu überlassen.«

Auf Grund der oben geschilderten Feind- und Geländebeziehungen entschließt sich die Division, alle drei Infanterieregimenter mit sehr tiefer Staffelung einzusetzen, um die schwächste Stelle der feindlichen Grenzstellung abzutasten und in der Lage zu sein, den Schwerpunkt des Durchbruchs nach Bedarf verlegen zu können.

Nach der bisher bewährten Methode des Einsatzes »Schneller Vorausabteilungen« bildet das VI. AK auch jetzt einen solchen Verband, der sich aus der Masse der AA 6 (Aufklärungsabteilung 6) und Teilen der 26. ID zusammensetzt. Die Vorausabteilung erhält den Auftrag, über die 6. ID hinweg vorzustößen, sobald ein entsprechend großes

* Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei

Loch in die feindliche Verteidigungslinie geschlagen sei und sich beschleunigt in den Besitz des Njemen-Überganges bei Prienai zu setzen. Nun werden letzte Angriffsvorbereitungen getroffen. Dabei wird der Tarnung und Geheimhaltung größte Aufmerksamkeit gewidmet. Vor allem sollen die Bewohner in und um Suwalki nichts von dem bevorstehenden Angriff erfahren. Zur Verschleierung der notwendigen Truppenverschiebungen ins Grenzgebiet werden die Routinegefechtsübungen fortgesetzt, der Marsch in die Bereitstellung als »Nachtübung« getarnt. Die Täuschung gelingt. Schwieriger hingegen ist es bei den Bauern im Bereitstellungsraum. Sie müssen Verdacht schöpfen, weil in diesem Gebiet bislang keine deutschen Truppen stationiert waren. Es bleibt keine andere Wahl, als diese Bauern in den Einzelgehöften unter Bewachung zu stellen und ihnen zu befehlen, ihrer gewohnten Feldarbeit nachzugehen. Das »Feindbild« darf für die Gegenseite unter keinen Umständen verändert werden.

In der Nacht zum 22. Juni 1941 wird der Truppe der Tagesbefehl des »Führers und Obersten Befehlshabers« verlesen. Schweigend stehen die Bataillone da und lauschen den Worten ihrer Kommandeure.

»Soldaten der Ostfront«, heißt es in dem Aufruf, »von schweren Sorgen bedrückt, zu monatelangem Schweigen verurteilt, ist nun die Stunde gekommen, in der ich zu Euch, meine Soldaten, offen sprechen kann. Es stehen rund 160 russische Divisionen an unserer Grenze. Seit Wochen finden dauernde Verletzungen dieser Grenze statt, nicht nur bei uns, sondern ebenso im hohen Norden wie in Rumänien.«

Die Landser hören, daß russische Patrouillen unter fortgesetzter Mißachtung der Neutralität die deutschen Reichsgrenzen verletzt hätten, es zu größeren Feuergefechten gekommen sei. Die Soldaten der 6. ID wechseln bedeutungsvolle Blicke. Das ist ihnen neu. In ihrem Abschnitt

hat es nie russische Stoßtruppunternehmen gegeben. Und soweit etwas von den anderen Divisionen des Korps bekannt ist, gab es auch dort keinerlei Feindberührung. Merkwürdig ist das. In manchen steigt der Gedanke auf, daß hier vielleicht etwas manipuliert worden ist, was gar nicht den Tatsachen entspricht.

»In diesem Augenblick, Soldaten der Ostfront, vollzieht sich ein Aufmarsch, der in Ausdehnung und Umfang der größte ist, den die Welt je gesehen hat. Im Bunde mit finnischen Divisionen stehen unsere Kameraden mit dem Sieger von Narvik (General Dietl) am Nördlichen Eismeer.

An der Ostfront steht Ihr. In Rumänien an den Ufern des Pruth, an der Donau bis zu den Gestaden des Schwarzen Meeres sind deutsche und rumänische Soldaten unter dem Staatschef Antonescu vereint. ...«

Und nun hören die Landser, was der Sinn dieses Krieges sei und warum er geführt werden müsse.

»Wenn diese größte Front der Weltgeschichte nunmehr antritt, dann geschieht dies nur, um die Voraussetzung zu schaffen für den endgültigen Abschluß des großen Krieges überhaupt oder um die im Augenblick betroffenen Länder zu schützen und die europäische Kultur zu retten...«

Die ideologisch-politische Verbrämung der Notwendigkeit, diesen Krieg zu führen, verstehen die meisten Landser nicht. Wenn die Russen die deutsche Grenze bedrohen, nun gut, das kann man nicht hinnehmen, das begreift der einfachste Soldat. Aber die europäische Zivilisation und Kultur verteidigen? Wieso? Wer bedroht sie denn? Die Russen? Das ist eine ganz neue Perspektive, die nur schwer zu verstehen ist.

Und dann werden die Soldaten dazu aufgerufen, ihre Mission zu erfüllen, denn: »Deutsche Soldaten! Damit tretet Ihr in einen harten und verantwortungsvollen Kampf ein. Das Schicksal Europas, die Zukunft des Deutschen Reiches, das Dasein unseres Volkes liegen nunmehr allein in Eurer Hand.«

Die feierliche Verlesung des »Führerbefehls« ist damit beendet. Es heißt: »Wegtreten! Kompanieweise Marketenderware empfangen.«

»Mensch, ich bin ja wirklich nicht ganz doof«, sagt der Obergefreite Müller*, III. Bataillon, IR (Infanterieregiment) 18, zu seinem Kumpel, dem Gefreiten Alfred Weigel, »und ich verstehe ziemlich alles, was der Adolf (Hitler) gesagt hat. Aber eines gefällt mir ganz und gar nicht.«

»Und das wäre?« fragt Weigel, nicht sonderlich interessiert.

»Dieser letzte Satz vom Adolf«, sinniert Müller. »Da heißt es: ›Das Schicksal Europas, die Zukunft des Deutschen Reiches, das Dasein unseres Volkes liegen nunmehr allein in Eurer Hand.««

»Was ist dabei eigentlich nicht zu verstehen?«

»Menschenskind, Alfred, kapierst du nicht?« erregt sich der Obergefreite Müller. »Sieh mal: So einen Krieg machen doch nicht wir, die Müllers, Schmidts und Hubers, verstehste? Den Krieg machen die Politiker, die Bonzen. Und da sagt der Adolf, das Schicksal unseres Volkes und Europas liege nun allein in unserer Hand. Geht dir noch keine Laterne auf?«

»Nee. Kapiere nicht, was du meinst«, antwortet Weigel.

»Mann, du bist aber schwer von Begriff«, setzt Müller das Gespräch fort. »Wenn das Schicksal Europas oder Deutschlands allein in unserer Hand liegt, was passiert dann, frage ich dich, wenn die Sache in den Graben geht? Na? Wir haben dann versagt. Wir allein. Nee, Alfred, nichts gegen den Adolf, aber das hätte er nicht sagen sollen.«

Der Gefreite Weigel lacht. »Nun beruhige dich bloß. Das ist doch alles nur symbolisch gemeint. Man kann solche Worte doch nicht auf die Goldwaage legen. Das muß doch auch dir einleuchten.«

Müller wiegt den Kopf hin und her. »Ich muß da an meinen

* Alle Namen, außer solchen von Persönlichkeiten der Zeitgeschichte, sind frei gestaltet

Vater denken. Der sagte immer zu mir: »Merk dir eins, Fritzken, den Kleinen beißen immer die Hunde.««

Nach der Bekanntgabe des »Führerbefehls« regieren die Uhren sozusagen die Nacht. Eine Nacht, die wie eine Ewigkeit anmutet. Niemand schläft. Das Viertel Branntwein, das kostenlos ausgegeben wird, rührt niemand an. Hartnäckig behauptet sich nämlich das Gerücht, daß Alkohol bei Bauchschüssen den Tod bedeute. Sonderbar, daß die meisten damit rechnen, einen Bauchschuß zu bekommen, als wenn dies die einzige Körperstelle wäre, die von einer Kugel oder einem Granatsplitter getroffen werden könnte.

Es wird ein Uhr, zwei Uhr. Lähmende Stille. Die Landser in den Schützenlöchern flüstern nur. Jemand sagt: »Eines begreife ich nicht. Wenn die Russen mit einhundertsechzig Divisionen an der Grenze liegen, warum hauen sie uns nicht mit ihrer Artillerie zusammen?« Die Frage kann niemand beantworten, Wie so viele bohrende und quälende Fragen an dieser 1.600 Kilometer langen Grenze keine Antwort finden.

Dann endlich blendet der Morgen des 22. Juni 1941 auf. Kommandos ertönen. Waffen werden schußfertig gemacht, die Tarnung an Stahlhelm und Uniform ein letztes Mal überprüft. Zelte abgebrochen. Da und dort springen Motoren an. Jetzt, 10 Minuten vor X-Zeit, spielt es keine Rolle mehr. Gleich wird es noch viel mehr Lärm geben. X-Zeit! Tausende von Geschützrohren werden aufbrüllen und den Ostfeldzug eröffnen. Ein Paukenschlag, der die ganze Welt zum Erzittern bringen wird.

02.50 Uhr. Im Bereitstellungsraum der 6. ID hat die Spannung ein Ausmaß erreicht, das kaum noch zu ertragen ist. Melder hetzen hin und her, und plötzlich erreicht die Truppe eine Nachricht, die zu erregten Diskussionen Anlaß gibt: Im Grenzgebiet, vor allem in den zahlreichen Mulden und Tälern, soll dichter Bodennebel liegen.

»So 'n Mist. Verdammte Schweinerei.«

»Warum die Aufregung, Leute? Nebel ist nicht schlecht. Da können uns die Russen wenigstens nicht sofort sehen.«

»Und die Artillerie? Die Flieger? Soll für die etwa diese Waschküche gut sein? Paßt nur auf, daß wir da nicht aus Versehen selber eins auf die Birne kriegen.«

Auch die Führung ist nervös. Der Nebel paßt nicht in den Plan. Vor allem der Divisionsartilleriesführer wettet: »Ohne eine genaue Beobachtung ist das Schießen nur die Hälfte wert.« Aber dann kommt ein Anruf des Korps, der die Gemüter beruhigt. Die Meteorologen bei der Armee prophezeien: »Nebelfelder lösen sich sehr schnell mit zunehmender Tageserwärmung auf. Sichtbehinderung kann deshalb nur vereinzelt auftreten.«

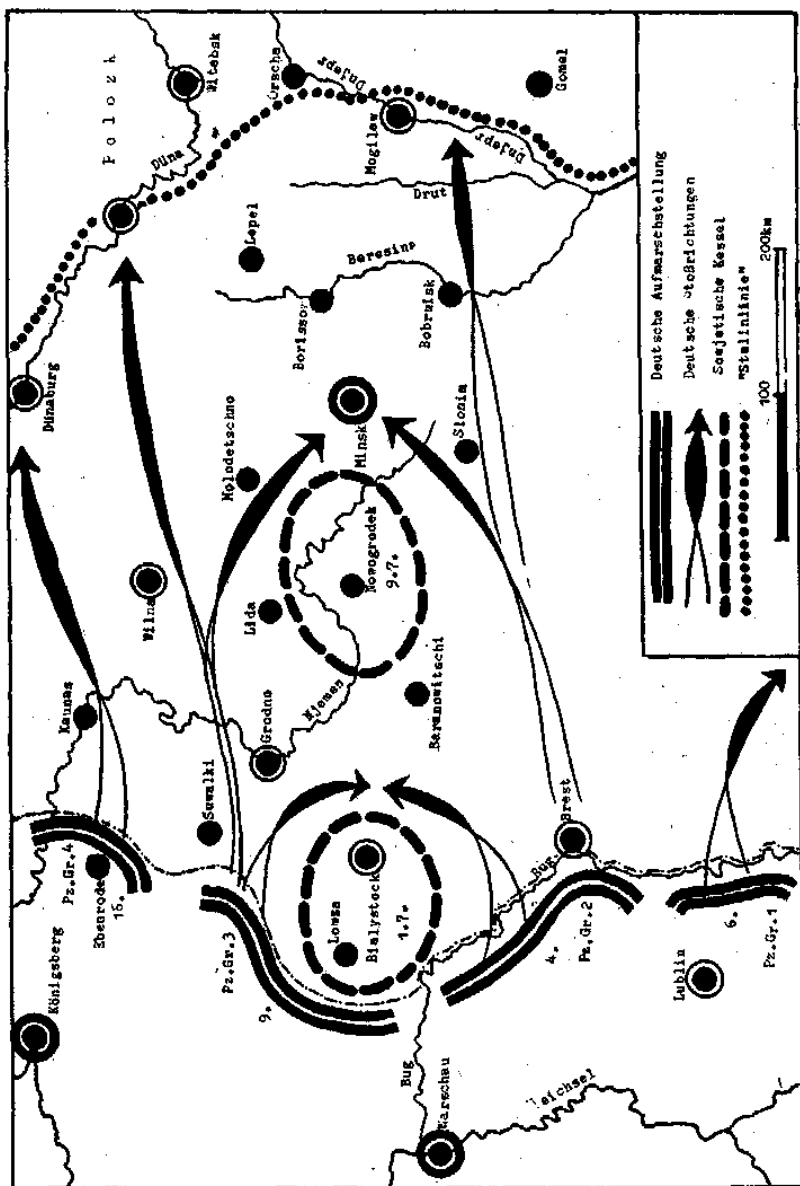
Zu längeren Überlegungen und Diskussionen ist keine Zeit mehr. Die Uhren zeigen bereits auf 03.10.

X-Zeit. Der Krieg gegen Rußland geht in die erste Minute.

Planmäßig überfliegen die deutschen Bomberverbände die Grenze und greifen die grenznahen russischen Flugplätze an. Tausende von Bomben rauschen in die Tiefe. Urwelthaftes Donnern erfüllt die Luft.

Im Abschnitt der 6. ID greifen die He 111 (Kampfflugzeuge) und Sturzkampfbomber vom Typ Ju 87 B – Stukas – die vordersten russischen Verteidigungslinien und die Ortschaft Kalvaria an, in der angeblich ein höherer russischer Stab liegen soll.

Noch in das ohrenbetäubende Wummern der Bombenabwürfe hinein ertönt das Krachen der Artillerieabschüsse. Die gesamte Divisionsartillerie, verstärkt durch das II./AR 57 (II. Abteilung/Artillerieregiment 57) und der Heeresartillerieabteilung 848 (schwere Feldhaubitzen), ist zu einem Feuerschlag zusammengefaßt worden.



Die verheerende Wirkung dieses Artilleriefeuers ist unschwer zu erkennen. Auf einer Breite von 10 Kilometern brodeln in unaufhörlicher Reihenfolge die Einschläge und überziehen weithin das Gelände mit Pulver- und Rauchschwaden.

*

Im »Plan Barbarossa« war die deutsche Angriffsfront in drei Abschnitte eingeteilt: Nord, Mitte, Süd. Entsprechend wurden auch die jeweiligen Heeresgruppen benannt.

Die Heeresgruppe Nord unter Führung von Feldmarschall Ritter von Leeb bestand aus zwei Armeen – 16. und 18. Armee – und der Panzergruppe 4, die von Generaloberst Hoepfner geführt wurde. Die Panzergruppe 4 war wieder unterteilt in zwei Panzerkorps, die von den Generalen von Manstein und Reinhardt befehligt wurden. Der Heeresgruppe Nord war ferner die Luftflotte 1 des Generalobersten Keller zugeteilt. Operatives Ziel der Heeresgruppe Nord: Vorstoß über die Memel, Vernichtung der russischen Streitkräfte im Baltikum und schließlich die rasche Eroberung von Leningrad.

Die Heeresgruppe Mitte, die weitaus stärkste der drei Heeresgruppen, umfaßte zwei Armeen – 9. und 4. Armee – sowie die Panzergruppe 2 unter dem Befehl von Generaloberst Guderian und die Panzergruppe 3, die von Generaloberst Hoth geführt wurde. Feldmarschall Kesselrings Luftflotte 2 (mit zahlreichen Stukageschwadern) unterstützte die Heeresgruppe Mitte, deren Aufgabe es war, die starken sowjetischen Panzerkräfte im Dreieck Brest-Wilna-Smolensk zu vernichten. Obgleich schon zu Anfang feststand, daß das Endziel der Heeresgruppe Mitte die Eroberung von Moskau sein sollte, lag der Zeitpunkt dafür noch nicht fest, sondern er hing davon ab, wie schnell die beiden Panzerkorps Smolensk erobern würden. Hitler behielt sich vor, entweder nach Norden einzudrehen oder

weiter nach Moskau vorzustoßen.

Die Heeresgruppe Süd, von Feldmarschall von Rundstedt angeführt, hatte drei Armeen – 6., 17. und 12. Armee – zur Verfügung, sowie die Panzergruppe 1 unter Generaloberst von Kleist, Luftwaffenunterstützung durch Luftflotte 4. Zur Verfügung der Heeresgruppe Süd standen außerdem noch die Einheiten des verbündeten Rumänien und die 11. deutsche Armee; diese Verbände standen vorerst aber noch »Gewehr bei Fuß«.

Die Aufgabe der Heeresgruppe Süd: Vernichtung der sowjetischen Kräfte des Generalobersten Kirponos in der Westukraine und Galizien noch vor dem Dnjepr, die Dnjepr-Übergänge sichern, um schließlich Kiew, die Hauptstadt der Ukraine, zu nehmen.

Der deutsche Angriffsschwerpunkt – Heeresgruppe Mitte – ist klar zu erkennen. Die Schwerpunktbildung wird außerdem noch unterstrichen durch die Zuteilung von zwei Panzerkorps, obwohl das Gelände im Abschnitt der Heeresgruppe Mitte mit seinen vielen Flüssen, Bächen und Sümpfen eher panzerfeindlich als panzerfreundlich ist. Für den Gegner hätte es angesichts dieser Kräftezusammenballung klar sein müssen, daß die deutsche Wehrmacht die Entscheidung in der Mitte suchte.

Um so verwunderlicher ist es, daß Stalin seinen Verteidigungsschwerpunkt nicht in die Mitte, sondern in den Süden gelegt hatte. Während er an der Nordfront 30 Divisionen und 8 Panzerbrigaden, an der Mittelfront 45 Divisionen und 15 Panzerbrigaden einsetzte, konzentrierte er im Süden 64 (?) Divisionen und 14 Panzerbrigaden.

Offensichtlich erwartete die sowjetische Führung Hitlers Schwerpunktbildung im Süden. Diese Taktik lag auch nahe, denn die lebenswichtigen Agrar- und Industriegebiete befanden sich ausnahmslos im Süden der Sowjetunion.

Eine gefährliche Fehleinschätzung der Lage also? Wenn man

so will, ja. Dennoch: Die im Süden Rußlands konzentrierten Panzerstreitkräfte beschworen auch für die deutsche Führung eine ernste Gefahr herauf, dann nämlich, wenn die Rote Armee zu einer Überraschungsoffensive gegen Rumänien antrat, Deutschlands wichtigster Ölquelle.

Im »Fall Barbarossa« kam es Hitler darauf an, an unerwarteter Stelle (nämlich im Mittelabschnitt) konzentrisch anzugreifen, den Feind vernichtend zu schlagen und seine lebenswichtigen Zentren – Moskau, Leningrad, Rostow – wegzunehmen. Vor allem Moskau, das nach Ansicht Hitlers der entscheidende politische Dreh- und Angelpunkt der UdSSR war. Fiel erst das Mekka des Kommunismus, mußte das ganze Sowjetreich zwangsläufig zusammenstürzen. In dieser Beziehung dachte Hitler als Politiker und Ideologe und weniger als Militär, der wahrscheinlich die Südlösung angestrebt hätte.

Als zweite und letzte Phase schwebte dem deutschen »Führer und Reichskanzler« eine weit im Osten liegende Linie, ein sogenannter deutscher »Limes« vor, der von Astrachan bis Archangelsk reichen sollte.

In der Tat, ein gigantischer Plan, phantastisch und verlockend für alle jene, die bereit waren, vorläufige Utopie in reale Wirklichkeit umzusetzen. Hitlers Generale gehörten freilich nicht dazu (bis auf ganz wenige Ausnahmen, die aber keine Truppenführer sondern Truppentheoretiker waren), der militärische Sachverstand verbot ihnen diesen Höhenflug, der leicht mit einem schrecklichen Erwachen enden konnte. Auch ein Napoleon Bonaparte brach mit einer Riesenarmee, die sich fast aus allen Nationen Europas rekrutierte, gegen Rußland auf und scheiterte jämmerlich. Er eroberte zwar Moskau, das an allen Ecken und Enden brannte und damit für den Kaiser wertlos wurde, ein glorreicher Sieg war es jedoch nicht. Der geflüchtete Zar schlug zurück, und Napoleon mußte den Rückzug antreten.

Schon in den Geschichtsbüchern der Jahrhundertwende

konnte man lesen: »... wurde Napoleon zum Rückzug gezwungen und lernte die Gefahren des weiten russischen Raumes kennen. Ständige Angriffe der Kosaken und der Bevölkerung führten zur völligen Auflösung des französischen Heeres, dessen Trümmer sich demoralisiert nach Westen zurück retteten. Mit der Katastrophe in Rußland, die in ganz Europa einen gewaltigen Eindruck machte, begann der Niedergang der Machtstellung Napoleons.«

Ein gespenstischer Fingerzeig der Weltgeschichte für jeden Politiker, der es wagen wollte, den Marsch in die Tiefe Rußlands anzutreten. Ein Marsch, der im Falle von Niederlagen zur doppelten Strecke werden mußte. Rußland einmal hin und zurück! Welche kontinentale Armee stand das durch?

Man fragt sich unwillkürlich: War Hitler gegenüber geschichtlichen Tatsachen blind? Kannte er das Schicksal derer nicht, die vor ihm schon auf der Strecke geblieben waren? Kaum anzunehmen, denn er war bekanntlich ein glühender Verehrer des französischen Kaisers. Auf die Frage eines ausländischen Gastes auf dem Obersalzberg, ob er wüßte, warum Napoleon in Rußland scheiterte, soll Hitler geantwortet haben: »Diese Frage ist leicht zu beantworten. Er hatte nicht das geeignete Instrument, Rußland zu zerschmettern.« Anders ausgedrückt: Napoleons Armee war zu schwach, zu klein, um Rußland den letzten, entscheidenden Stoß versetzen zu können. Im gleichen Atemzug sang Hitler aber das Hohelied auf Napoleon und seine Armee, und was er nun sagte, ist hochinteressant und aufschlußreich.

»Sehen Sie«, so dozierte Hitler, »das Phänomenale an diesem Napoleon war seine neue, revolutionäre Strategie. Während die strenge Disziplin in den alten Söldnerheeren die festgeschlossene Kampfgemeinschaft und Führung verlangte, entwickelte Bonaparte bei seinen Volksheeren die Taktik der aufgelösten Schützenlinie und eine Strategie, die nicht mehr

wie bisher um beherrschende Stellungen kämpfte, sondern die entscheidende Schlacht gegen das feindliche Heer und den Vormarsch gegen die feindliche Hauptstadt anstrebte.«

So geschehen im Jahre 1937. Zwei Jahre später wendet Hitler genau diese Strategie Napoleons in etwas modernerer Form an. Seine unorthodoxen Blitzsiege überraschen die Welt. Hitler ist in die Fußstapfen Bonapartes getreten. Und er hat das geeignete Instrument zur Hand: ein Volksheer, das ihm willig gehorcht und über Waffen verfügt wie kein anderes Land der Erde.

Und noch eine verblüffende, freilich auch erschreckende Parallele gibt es zu Napoleon. Wie dieser, so hatte auch Hitler sich mittlerweile die ganze Welt zum Feind gemacht.

Eine fürwahr beängstigende Massierung folgeträchtiger Fakten, die aber unbeachtet bleiben, weil der Kanonendonner alle Vernunft übertönt.

Seit die »Führerweisung Nr. 21, Fall Barbarossa« Wirklichkeit geworden ist und die deutschen Ostarmeen sich anschicken, die sowjetische Grenze zu überschreiten, gibt es kein bedeutendes Land mehr in der Welt, das nicht mit angehaltenem Atem dorthin starrt, wo Adolf Hitler wieder einmal »Weltgeschichte« macht. Zwei Giganten werden aufeinanderprallen. Wird Hitlers Glückssträhne anhalten, oder steht sein Stern schon im Zenit?

*

Eine der wichtigsten Übergangsstellen der Panzergruppe 2 des Generalobersten Guderian im Mittelabschnitt ist die Kodener Brücke. Sie ist gewissermaßen das Kernstück für den schnellen Vorstoß der Panzer in Richtung Brest-Litowsk. Diese Brücke noch vor X-Zeit in Besitz nehmen ist deshalb unbedingte Voraussetzung.

Ein Stoßtrupp der 3. PD (Panzerdivision) hat den Auftrag

erhalten, die Brücke wenige Minuten vor Angriffsbeginn im Handstreich zu nehmen.

Aber, wird das klappen?

Entgegen der sonstigen Gepflogenheit, im Grenzgebiet keine operative und taktische Aufklärung zu betreiben, ist die Kodener Brücke erkundet worden. Es wurde dabei festgestellt, daß die Brücke bewacht und zur Sprengung vorbereitet ist. Wenn der Stoßtrupp Erfolg haben will, muß er deshalb blitzschnell zuschlagen, um zu verhindern, daß die Russen die Brücke doch noch in die Luft jagen.

Geht das Unternehmen aber schief, bedeutet das für die Panzergruppe zumindest ärgerlichen Zeitverlust. Guderian hat das einkalkuliert und der 4. Armee den Befehl erteilt, nördlich und südlich von Brest Brückenschläge vorzubereiten, um notfalls wenigstens die 292. und 78. Infanteriedivision rasch übersetzen zu können.

Eine dieser vorbestimmten Übersetzstellen liegt bei Drohżyn, 80 Kilometer nördlich von Brest. Aufgabe des Pionierbataillons 178 ist es, eine Pontonbrücke über den Bug zu bauen, auf der auch schwere Waffen und schweres Gerät übersetzt werden können.

Für die 178er Pioniere ist das eine ungeheuer schwierige Aufgabe, gilt es doch, sich unerkannt vom Feind in mühsamen und stundenlangen Schleichmärschen an den Fluß heranzuarbeiten. Doch es klappt. Die Pioniere samt Gerät stehen für die schwere Arbeit bereit.

Dicht bei der Ortschaft Wolka Dobryńska – 15 Kilometer vom Bug entfernt – liegt die Höhe 158 mit einem hölzernen Beobachtungsturm, wie es deren Hunderte hüben und drüben der Grenze gibt. Am Fuße der Höhe, in einem kleinen, dichten Wäldchen, hat die Panzergruppe 2 ihren vorgeschobenen Gefechtsstand aufgeschlagen; es ist der Führungskopf von Guderians Panzerstreitmacht.

In den Zelten und Omnibussen sitzen die Stabsoffiziere über

Karten und schriftlichen Befehlen. Kradmelder und Ordonnanzen stehen bereit, die Funkstellen sind besetzt, um bei X-Zeit sofort wieder in Aktion zu treten. In den vergangenen zwei Tagen wurden sie stillgelegt, um die russischen Abhörstellen nicht auf den Standort der Führungsstaffel aufmerksam zu machen.

3.10 Uhr. Guderian ist mit seiner persönlichen Befehlsstaffel – Funkwagen, Kübelwagen und einige Kräder – im vorgeschobenen Gefechtsstand eingetroffen. Er hält sich nicht auf; einige kurze Begrüßungsworte, dann fährt der Generaloberst zum Beobachtungsturm hinauf.

3.12 Uhr. Das Telefon im Zelt des Operationsstabes schnarrt. Oberstleutnant Bayerlein, der erste Generalstabsoffizier (Ia), hebt den Hörer ab. In der Leitung ist Oberstleutnant Brücker, der Ia des XXIV. Panzerkorps.

Bayerlein spürt sein Herz im Hals schlagen, denn er weiß, was der Anruf bedeutet: Brücker wird jetzt durchgeben, ob die Überraschung an der Kodener Brücke gelungen ist.

Der Chef des Generalstabes, Freiherr von Liebenstein, blickt Bayerlein gespannt an. »Ist es Brücker?« fragt er. Bayerlein nickt.

Da kommt Brückers Stimme wieder aus dem Telefon. Der Ia des XXIV. Panzerkorps sagt nur acht Worte: »Bayerlein, an der Kodener Brücke hat es geklappt.« Und schon hängt er wieder auf.

Im Stab der Panzergruppe 2 atmet man erleichtert auf. Nun kann der Zug fahrplanmäßig abfahren. Ein Kradmelder schwingt sich auf seine Maschine und braust die Höhe hinauf, um Guderian die Nachricht zu übermitteln. Es ist der Obergefreite Helmut Böse. Er jagt die Maschine rücksichtslos die Steigung hinauf. Aber nicht, weil er es eilig hat, dem Generalobersten die Meldung zu überbringen, sondern weil er die Chance wahrnehmen will, den Feuerschlag der deutschen Artillerie mitzuerleben.

Das geschieht. Gerade als er oben ankommt, öffnen sich die Schlünde der schweren deutschen Artillerie und der Werferregimenter. Es ist ein schauerliches Donnern, Fauchen und Heulen, in das sich die Abschüsse der 8,8-cm-Flak mischen.

Böse steht wie versteinert da und vergißt beim Anblick dieser überwältigenden Feuerwalze, seine Meldung abzugeben. Jenseits des Bugs brodeln, dampfen, krachen und zischen es, als wäre ein Vulkan ausgebrochen. Der Rauch- und Feuerqualm ist so stark, daß der Himmel kilometerweit einer Gewitterfront gleicht. Und auf der Höhe 158 kann man sein eigenes Wort nicht mehr verstehen. Die Erde zittert, und der Obergefreite Böse hat das Gefühl, als wäre das Jüngste Gericht über die Welt hereingebrochen.

Einen ähnlich schweren Feuerschlag erleben in dieser Minute auch die Männer der 45. Infanteriedivision, die direkt gegenüber Stadt und Festung Brest liegen und deren Infanterieregimenter 130 und 135 den ersten Stoß gegen die Brücken und die Zitadelle der Stadt führen sollen.

2.800 Granaten feuert das Nebelwerferregiment z.b.V.* 4 über den Bug in die Festung hinein, fast die gleiche Menge Granaten verschießen die schweren 60-cm-Mörser und 21-cm-Geschütze des Artillerieregiments (AR) 98.

Die 3. Kompanie Infanterieregiment 135 hat den Auftrag, die mächtige Eisenbahnbrücke von Brest in Besitz zu nehmen. Vor einer halben Stunde war darüber noch ein Getreidezug aus Rußland gefahren.

Die 3. Kompanie soll mit dem ersten Feuerschlag losstürmen und die Brückenwache überrumpeln. Auch hier vordringlichste Aufgabe: das Verhindern der Brückensprengung.

Begleitet von dem grausigen Donnern der deutschen Geschütze jagen die Infanteristen los, rennen auf die Brücke und laufen, laufen, laufen. Über 120 Meter lang ist die

* zur besonderen Verwendung

Eisenbahnbrücke, an deren jenseitigem Ende das obligatorische Wachhäuschen mit den russischen MG-Posten liegt. Ein höllisches Rennen ist das. Jeden Moment kann die Brücke in die Luft fliegen.

Aber nichts passiert. Schon erreicht die erste Gruppe das Brückenhäuschen. Ein MG-Feuerstoß. Ein paar Rotarmisten stürzen aus der Tür. Dann sehen die Infanteristen einen Unterstand. Er ist besetzt. Ein Bunker wird durch eine geballte Ladung vernichtet.

Ein vereinzelter Feuerstoß aus einer russischen Maschinenpistole bellt noch auf.

»Links am Bahndamm, feindlicher MPi-Schütze. Feuer frei!«

Der Gefreite Lübow wirft sich auf die Gleise und feuert. Aber der Russe ist schon verschwunden. Die Eisenbahnbrücke befindet sich in der Hand des Infanterieregiments 135. Die ersten Schützenpanzerwagen rollen an.

Zur gleichen Stunde tritt bei Pratulin, nördlich von Brest, eine andere Kampfgruppe zum Angriff an, die sich aus der 17. und 18. Panzerdivision zusammensetzt. Bei Pratulin gibt es keine Brücke, die im Handstreich genommen werden könnte. Hier müssen die Panzer mittels einer Pontonbrücke über den Bug gebracht werden. Das wiederum setzt voraus, daß zuerst ein Brückenkopf gebildet werden muß.

50 deutsche Batterien aller Kaliber bereiten an dieser Stelle den Angriff vor. Das sind immerhin 200 Geschütze. Der Feuerschlag zwingt den Gegner in seinen Feldstellungen in Deckung. Die Pioniere mit ihren Schlauch- und Sturmbooten tun genau das Gegenteil. Ohne Feindwiderstand werden die Boote ins Wasser gelassen. Die Vorausabteilungen mit leichten Panzerabwehrkanonen und sMG (schweres Maschinengewehr) springen hinein. Die Bootsmotoren donnern. Die Russen eröffnen aus vorgeschobenen Feldwachen vereinzelt das Feuer.

Schon sind die ersten hundert Mann am jenseitigen Bug-Ufer, gehen in Stellung. Wieder tackern russische Maschinengewehre, bellen automatische Karabiner. Doch von massiertem Widerstand keine Spur. Die wenigen Verteidigungsnerster werden von den Kradschützen beider Divisionen ausgeschaltet. Dann graben sich die Aufklärungsleute ein, bilden einen verhältnismäßig tiefen, wenn auch ziemlich schwachen Brückenkopf, während die Pioniere mit dem Bau einer Pontonbrücke beginnen.

Doch was geschah, wenn die Sowjets mit Panzern den Brückenkopf angriffen? Schwere Waffen stehen nicht zur Verfügung, und die 3,7-cm-Pak (Panzerabwehrkanone), das »Heeresanklopfgerät«, wie die Landser die Pak nennen, kann bestenfalls gegen Panzerspähwagen eingesetzt werden. Und auch da ist der Erfolg mehr als zweifelhaft. Um Panzern begegnen zu können, werden wieder Panzer gebraucht. »Auf die Schnelle« aber Panzer mit Kähnen über den Bug zu schaffen, ist nicht nur recht aufwendig und kompliziert, sondern auch mit großem Risiko verbunden.

Guderian hat dieses Problem auf seine Weise gelöst. Er setzt eine Art Geheimwaffe ein: Tauchpanzer. Schon im Jahre 1940 konzipiert -Ursprünglich für die Landung in England -, mußten die Versuche mit Tauchpanzern wegen technischer Schwierigkeiten wieder aufgegeben werden. Im Mai 1941 wurde der abenteuerliche Plan – nun für die Operation »Barbarossa« – erneut aufgegriffen und diesmal zu Ende geführt. Da es diesmal nicht galt, über den Meeresboden in einiger Tiefe hinwegzufahren, sondern einen Fluß zu überwinden, fanden die Ingenieure eine brauchbare Lösung. Die Experimente in den Tauchbecken fielen zur vollen Zufriedenheit aus.

Jetzt, am 22. Juni 1941, erlebt die I. Abteilung Panzerregiment 18, das Tauchbataillon, ihre Bewährungsprobe. 80 Tauchpanzer überqueren den Bug und fahren in Stellung.

Sie kommen gerade recht, um einen russischen Gegenstoß abzufangen, der durch mehrere Panzerspähwagen verstärkt wird. Die im Gelände recht unbeweglichen Spähwagen haben gegen die Panzer vom Typ P III und P IV (Panzer III und Panzer IV) keine Chance.

Die deutschen Kampfswagen schießen. Mehrere feindliche Panzerspähwagen werden getroffen und gehen in Flammen auf. Der Rest zieht sich zurück. Die I. Panzerabteilung Panzerregiment 18, rollt weiter, um den feindlichen Nachhutkräften auf den Fersen zu bleiben.

So oder ähnlich funktionieren im Abschnitt der Heeresgruppe Mitte alle Grenzübergänge. An der 800 Kilometer langen Bug-Strecke scheitert kein einziger Handstreich. Alle Brücken können genommen, alle befohlenen Brückenschläge durchgeführt werden.

*

Einen völlig anderen Charakter haben dagegen die Kämpfe des ersten Tages im Norden der Rußlandfront.

Im Grenzgebiet nördlich der Memel können infolge der Geländebeziehungen und der anders gearteten Feindverhältnisse vorerst keine weiträumigen Operationen geplant noch durchgeführt werden. Für General von Mansteins LVI. Panzerkorps gibt es in den Waldgebieten nördlich der Memel wenig Bewegungsfreiheit, weshalb sich die Heeresgruppe entschließt, zum ersten Stoß über die Grenze nur die 8. Panzerdivision und die 290. Infanteriedivision einzusetzen. Laut eigener und Luftaufklärung muß in diesem Raum eine starke Bunkerlinie durchstoßen werden, um das 80 Kilometer (!) entfernte Tagesziel, den großen Straßenviadukt über das Dubysa-Tal bei Ariogala, zu erreichen.

80 Kilometer Angriffsentfernung, das ist schon ein harter Brocken. Die Parole lautet deshalb auch: »Tempo, nicht

aufhalten lassen!«

Die von den beiden Divisionen befohlene Marschleistung ergibt sich aus der Sorge, der Gegner könnte sich nach dem ersten Schock in dem tief eingeschnittenen Flußtal festsetzen, damit den weiteren Vormarsch des Panzerkorps und die geplante, handstreichartige Wegnahme des strategisch wichtigen Dünaburg zunichte machen.

Im Gegensatz zum Mittelabschnitt erfolgen an den Nordgrenzen deutscherseits nur wenige Feuerüberfälle. Sie wären nutzlos, da man weiß, daß die Sowjets hier nur sehr schwache und in die Tiefe gestaffelte Verteidigungslinien bezogen haben. Zum anderen ist es nicht nur äußerst schwierig, sondern fast unmöglich, für die Artillerie Ziele zu finden. Das Gelände besteht fast ausnahmslos aus Urwald. Was später für Hunderte von deutschen Divisionen zum Alptraum wurde, der Kampf aus dem Hinterhalt nämlich, müssen die Soldaten der Heeresgruppe Nord schon am ersten Angriffstag erleben.

Die 290. ID kann ein Lied davon singen. Als sie zur X-Zeit antritt, um einen Grenzbach zu überschreiten, deutet nichts darauf hin, daß eine Stunde später die Hölle los sein wird.

Vor dem als Angriffsspitze eingesetzten IR 501 liegt welliges Busch- und Waldgelände. Dazwischen hingestreut ein paar Dutzend Bauernhäuser. Ziegen weiden vor den Katen, angebunden an Stricken. Ihr leises Meckern dringt zu den deutschen Soldaten hinüber, die in Gefechtsformation vorgehen. Es sind auch einige Bauern zu erkennen, die neugierig herübersehen und dann zwischen Büschen oder im Wald verschwinden. Ein durchaus normales Verhalten, denn welcher Zivilist flüchtet nicht vor feindlichen Soldaten.

»Weiter, weiter!« rufen die Zugführer ihren Männern zu.
»Allgemeine Richtung: der Waldstreifen hinter den Katen.«

Das Sturmgepäck drückt schwer auf den Schultern, und obwohl noch nicht einmal die Sonne aufgegangen ist, läuft den Landsern der Schweiß in Bächen vom Gesicht. Flüche ertönen.

Waffen und Gerät scheppern.

»Schneller, schneller!« brüllt jemand von hinten. Und als sich die Infanteristen umdrehen, erkennen sie ihren Regimentskommandeur, der in seinem Kübelwagen vorgefahren ist.

»Denkt daran, Männer, wir müssen, so schnell es geht, an den Fluß Mituwa und einen Brückenkopf bilden. Die 8. Panzerdivision wird ungeduldig.«

»Ungeheuer witzig heute, der Herr General«, keucht Leutnant Bernd Sieberling vom II. Bataillon IR 501, der neben Oberleutnant Pfister herläuft.

»Kann er auch, Sieberling, kann er auch. Er schleppt ja nicht die Klamotten wie wir. Aber recht hat er. Wenn wir die Brücke an der Mituwa verpassen, ist Dreck Trumpf. Was glauben Sie, was der Manstein dann für einen Tanz losläßt.«

»Erster Zug mehr links halten. Dritte Gruppe nicht so dicht aufschließen«, brüllt Leutnant Sieberling wütend, weil die Gefechtsordnung nicht gerade die beste ist.

Die Bauernkaten mit den meckernden Ziegen davor beachtet schon niemand mehr. Das ist aber ein schwerwiegender Fehler, denn die Katen sind gar keine, sondern getarnte Kampfbunker. Und die Ziegen davor ein raffinierter Trick.

Auf weniger als 300 Meter eröffnen die russischen MG-Schützen das Feuer auf die Soldaten des II. Bataillons.

»Aufpassen! Feindliche MG-Schützen in den Katen«, kann Leutnant Sieberling noch rufen, dann sinkt er, von einer MG-Garbe tödlich getroffen, zu Boden. Wenige Sekunden später erwischt es auch den Kompaniechef, Oberleutnant Pfister: Kopfschuß. Und noch ein Dutzend Soldaten, die nicht schnell genug in Deckung gegangen sind, sterben unter den Feuerstößen russischer Grenztruppen.

Ein böser Schock für die Männer des IR 501. Mit Granatwerfern werden die hervorragend getarnten Kampfstände der Russen unter Feuer genommen, und dann

heißt es: »Pioniere nach vorn. Flammenwerfertrupps nach vorn!«

Ein Bunker nach dem anderen wird niedergekämpft. Eine halbe Stunde darauf stoßen die Männer der Kompanie Pfister, nun von einem Oberfeldwebel geführt, in einer Waldschneise auf eine stark besetzte Baumsperre der Russen.

MG-Feuer prasselt. Baumschützen knallen mitten in die angreifenden Infanteristen. Wieder entstehen schmerzliche Verluste. Aber dann setzen die Männer zum Sturm an. In einem erbitterten Nahkampfgefecht wird der Feind an der Sperre niedergerungen und diese rasch beseitigt.

Nun ist der Weg frei. In einem Zug stürmt das IR 501 durch die Waldschneise zum Fließchen Mituwa hinunter. Die dort liegende Brückensicherung wird überrumpelt, die Brücke genommen. Nun kann die 8. Panzerdivision (PD) zu ihrem Vorstoß antreten. Sie rollt durch die vom IR 501 freigeschlagene Bresche und fährt mit ihrer verstärkten Vorausabteilung über den Fluß in Richtung Ariogala.

Am Abend des 22. Juni wird der strategisch wichtige Viadukt von der Vorausabteilung der 8. Panzerdivision genommen.

Als General Brandenburg dem »Kommandierenden« von Manstein, der sich dem Gros der 8. PD angeschlossen hat, die Meldung überbringt: »Viadukt Ariogala fest in unserer Hand. Feindwiderstand gebrochen«, sagt von Manstein nur ein Wort: »Weiter!«

Vorwärts! Weiter! Eine andere Parole gibt es in den nächsten Tagen nicht für die 8. Panzerdivision, denn Dünaburg muß fallen. Es muß schnell fallen. Taktische Überlegungen, etwa der notwendige Flankenschutz für die 8. PD (Panzerdivision) sind sekundärer Natur. Nur weiter. Brandenburg schert sich nicht um offene Flanken. Und von Manstein, der zukünftige überragende Heerführer der deutschen Ostfront, gibt ihm grünes Licht. Gewiß, ein gefährliches Unterfangen, denn wenn

die Russen ihrerseits dem Panzerkorps in die Flanke fahren, ist die Katastrophe perfekt. Panzerkräfte, die dem Korps Manstein gefährlich werden können, besitzen sie vor Leningrad, dem Endziel der Heeresgruppe Nord, in genügender Anzahl.

Mansteins Panzer rollen weiter, durch heißen Staub. Um keine Zeit zu verlieren, fahren die Tankwagen unmittelbar hinter den Panzerregimentern. Getankt wird gewissermaßen im fliegenden Start. Nur keine Minute Zeit verlieren. Nur weiter, weiter. Das nächste Marschziel ist die Düna. Und dann Dünaburg. Aber bis dahin sind es 350 Kilometer. Eine Strecke, die der von Düsseldorf nach Hamburg entspricht.

Links neben von Mansteins LVI. Panzerkorps stürmt General Reinhardts XLI. (41.) Panzerkorps ebenfalls nordwärts. Beide Korps müssen möglichst auf gleicher Linie agieren.

Wird dieser Panzerraid, den kein Taktiklehrer auf einer deutschen Kriegsschule für möglich gehalten hätte, gelingen? Oder schnappt irgendwo die Falle zu? Ein atemberaubendes Wagnis ist hier im Norden Rußlands im Gange, von dem zur Stunde niemand sagen kann, wie es ausgehen wird und das letztlich mitentschieden wird von den Ereignissen an den anderen Frontabschnitten. Nur wenn alle drei Heeresgruppen gleich erfolgreich sind, wird sich der erhoffte Erfolg einstellen.

*

Die dritte Heeresgruppe des Generalfeldmarschalls von Rundstedt greift auf ihrem linken Flügel mit der 17. und 6. Armee an und am Südflügel mit der 17. Armee unter General von Stülpnagel.

Die Flüsse Bug und San sind hier zu überwinden, der Bug von der 6. Armee, der San von der 17. Außer der San-Brücke bei Radymn – einer Eisenbahnbrücke – gibt es im Abschnitt der Heeresgruppe Süd keine festen Flußübergänge. Am Bug,

bei der 6. Armee, muß eine Pontonbrücke gebaut werden. Und ob das gelingen wird, ist fraglich. Die Luftaufklärung hat gerade hier starke Feindmassierungen festgestellt.

Das ist weiter auch nicht verwunderlich, denn hier (wie eingangs bereits erwähnt) hat die Rote Armee ihre stärksten und schlagkräftigsten Verbände im Süden stehen. Nicht ohne Spannung und einer verständlichen Nervosität wartet man im Führerhauptquartier auf die Meldungen der Heeresgruppe Süd. Wird es Feldmarschall von Rundstedts Armeen gelingen, die Anfangserfolge der beiden anderen Heeresgruppen zu erzielen, oder gerät von Rundstedt aus den eben erwähnten Gründen in Schwierigkeiten?

Die erste Überraschung ist die: An der Südfront sind die sowjetischen Grenzscheinheiten bedeutend wachsamer als in der Mitte und im Norden. Der direkte Überraschungsschlag gelingt fast nirgends.

So gerät beispielsweise bei der 6. Armee die über den Bug übersetzende 62. Infanteriedivision sogleich in den Feuerhagel russischer Batterien und Maschinengewehrscützen. Der notwendige Brückenschlag klappt nicht so recht, die Sowjets, deren Alarmsystem überraschend gut funktioniert, antworten mit massivem Abwehrfeuer. Und erst als die deutsche Artillerie zuschlägt und die feindlichen Batterien niederhält, bzw. ausschaltet, können die Pioniere mit dem Bau der Pontonbrücke beginnen. Doch noch ist der Übergang nicht gesichert. Flugzeuge müssen eingreifen, um das Herbeiführen russischer Eingreifreserven zu verhindern. Dann aber haben die ersten Bataillone den Fluß überschritten und einen Brückenkopf gebildet, in den die 6. Armee sofort Kampfverbände »pumpt«, die aus dem Brückenkopf heraus schnell antreten und auch nach Beseitigung zahlreicher Feldstellungen des Gegners rasch an Raum gewinnen.

Leichter hat es eine andere Division, die 56. ID des Generalmajors von Owens. Sie überwindet den Bug in der

ersten Welle mit Floßsäcken. Verluste sind kaum zu beklagen, das eigene Artilleriesfeuer hält den Feind nieder, schwächere Gegenangriffe können durch die schweren Waffen zurückgewiesen werden.

Als in fieberhafter Zusammenarbeit zwischen Pionieren und Infanterie dann bei Cholm die Pontonbrücke steht, gibt es für die Regimenter der 56. ID kein Verharren mehr. Pak und Artillerie werden über den Fluß gebracht. Motorisierte Schützenkampfverbände stoßen nach und dringen ins feindliche Hinterland ein.

General von Stülpnagels 17. Armee hat beim »Fall Barbarossa« zweifellos das schlechteste Los gezogen. Schon ihre Ausgangsposition läßt zukünftige Schwierigkeiten ahnen. Das Gelände am Südflügel der Heeresgruppe ist alles andere als ideal. Kein Wald, keine Schluchten, nichts ist da, was die Divisionen in ihrer Bereitstellung verbergen könnte. Das Terrain ist flach und weithin – jedenfalls auf deutscher Seite – einsehbar.

Dann der San! Ein träger, ziemlich breiter Fluß mit total versumpftem Ufer, in dem Tag und Nacht Millionen von Fröschen ein Höllenkonzert veranstalten. In diesem Lärm kann man sein eigenes Wort nicht mehr verstehen.

Durch das Gelände bedingt, können die Sturmbataillone der 257. (Berliner) Infanteriedivision erst spät in der Nacht vom 21. auf den 22. Juni in ihre Ausgangsstellungen rücken. Mann hinter Mann, bei fast völliger Dunkelheit, pirschen sich die Infanteristen an das San-Ufer heran. Ein Schritt zu weit nach links oder rechts, und man steckt bis zur Hüfte im Moorwasser.

Diese Nacht am San wird den Männern der 257. ID noch lange Zeit im Gedächtnis bleiben. Die Frösche aber entpuppen sich dann schließlich zu Freunden und Helfern. Mit ihrem durchdringenden Quaken, das weithin zu hören ist, übertönen sie das Stampfen der vielen Füße, das verdächtige Rascheln des

Schilfes und auch das Klappern aufeinanderschlagender Waffen, das trotz größter Sorgfalt eben nicht ganz zu vermeiden ist.

Die 17. Armee besitzt nur einen festen San-Übergang, das ist die Eisenbahnbrücke beiderseits Radymno. Weit spannt sie sich über den Fluß. Eine Viermannstreife patrouilliert auf der Brücke hin und her. Diese Brücke muß, wie so oft anderswo am X-Tag, im Handstreich genommen werden, andernfalls sieht es böse aus für die 17. Armee.

Vorsichtige Aufklärung hat ergeben, daß die Rotarmisten an der Brücke von Radymno äußerst mißtrauisch sind. Den ganzen Tag über (21. Juni) haben sie nicht nur mehrere Male die Sprengleitungen überprüft, sondern auch eine genaue Glasbeobachtung durchgeführt.

Verständlicherweise blickt die Armeeführung deshalb am Morgen des 22. Juni auf diese Eisenbahnbrücke, von deren rascher Inbesitznahme alles abhängt.

Zwei Stoßtrupps des Infanterieregiments 457 sollen den Handstreich ausführen. Man hat die besten Männer ausgewählt, erfahrene Soldaten.

Auf Artillerieunterstützung wird an der Brücke von Radymno aus naheliegenden Gründen verzichtet. Gewiß, es wäre nicht schwer gewesen, mit Artillerie die Brückenwache auszuschalten oder diese zumindest in Deckung zu zwingen. Aber das war keine Lösung, denn man kann eine Brücke selbst dann in die Luft jagen, wenn man nicht direkt am Objekt liegt. Durch eine elektrische Zündung beispielsweise.

Um 2.45 Uhr lösen sich die Stoßtrupps vorsichtig aus dem Schilf und waten teilweise bis zur Brust durch das Wasser auf die Eisenspannträger zu. An ihnen emporzuklettern, wird keine leichte Aufgabe sein. Doch es gelingt. Eng an die Brückenverstrebungen gedrückt, lauern die Männer, blicken nervös auf die Uhren.

Über ihnen poltern die schweren Stiefel der Rotarmisten

über den seitlichen Bohlenbelag. Sie marschieren immer im Gleichschritt. Dann Stille. Leise Kommandos. Für Sekundenbruchteile geistern die Lichtkegel von starken Taschenlampen über die Brücke. Einige Rotarmisten beugen sich über den Brückenrand, und leuchten in die Verstrebungen.

Nichts gesehen? Nein! Weiter!

Die vier Männer haben eben die Stelle passiert, an der sieben Angehörige des deutschen Stoßtrupps auf der Lauer liegen. Sieben gegen vier, das müßte gehen.

3.15 Uhr. Der Stoßtruppführer gibt einen leisen Zischlaut von sich, das Signal: »Los, aufspringen und angreifen!«

Sofort springen die sieben deutschen Infanteristen auf die Brücke und stürzen sich auf die Brückenpatrouille, die Überraschung gelingt.

Nur ein kurzes Lichtsignal zu den am diesseitigen Brückenende wartenden Kameraden. »Der Weg ist frei! Schnell nachkommen!«

Da bisher alles einwandfrei funktioniert hat, haben die Stoßtruppeleute keine Bedenken, daß es auch gelingen wird, die Brückenwache zu überrumpeln.

Im Laufschrift geht es über die 100 Meter lange Brücke. Die Lungen jagen, die Knobelbecher (Stiefel), vollgesogen mit Wasser, hängen wie Bleigewichte an den Füßen.

Noch 40 Meter, 30 Meter. Geschafft, geschafft! triumphieren die Männer vom IR 457. Aber ihr Triumph ist verfrüht. Noch bevor sie die letzten Meter herspurten können, blitzt es am jenseitigen Brückenende auf.

Ein russisches Maschinengewehr!

Wie ist das möglich? Hatten die Russen doch aufgepaßt?

Leuchtkugeln zischen in den Himmel. Das russische MG schießt Dauerfeuer. Querschläger und Abpraller fliegen den Landsern um die Ohren.

»Nicht stehenbleiben. Weiter, weiter!« brüllt der Stoßtruppführer seinen Männern zu. Wenn sie jetzt in Deckung

gehen, ist es aus, dann kommen sie nicht mehr hoch.

Der Obergefreite Biesewang hat sein MG in Stellung gebracht und erwidert das Feuer. Die Leuchtspur schlägt drüben beim Feind ein. Aber der MG-Schütze schießt weiter. Und er schießt verdammt gut. Ein Aufschrei. Der Stoßtruppführer wirft die Arme hoch, seiner rechten Hand entfällt die Maschinenpistole, und dann kracht der Leutnant schwer auf das Gleis herab. Tot. Das IR 457 hat sein erstes Opfer, einen Leutnant, zwanzig Jahre jung.

»Handgranaten raus!« ruft Unteroffizier Wegg seinen Leuten zu. »Schnell, schnell!«

Wurf! Das russische MG schweigt.

Der Stoßtrupp hat das jenseitige Brückenende erreicht. Vor ihm liegt schemenhaft das Zollhaus. Ob es besetzt ist?

»Biesewang, Stellung! Feuer auf das Zollhaus!«

Der Obergefreite schießt. Die Russen feuern zurück. Aus Fenstern heraus und vom flachen Dach herab nehmen sie die Deutschen unter Feuer.

»In die Fenster halten! Merse und Brunner, nehmt die Dachsützen unter Feuer!«

Fensterscheiben zerspringen klirrend, vom Dach des Zollhauses stürzt ein Rotarmist in die Tiefe. Ein gellender Schrei, und der Mann schlägt am Boden auf. Gleich darauf der Knall einer Panzerbüchse ...

Zehn Minuten dauert es, bis der feindliche Widerstand am Zollhaus gebrochen ist. Handgranaten, Pistolen und MPI (Maschinenpistolen) sind die Waffen dieses ersten Grenzgefechtes. Weitere drei Männer werden erheblich verwundet. Aber die schweren Waffen des IR 457 rollen nun über die Eisenbahnbrücke von Radymno: Pak, Infanteriegeschütze, ein Zug Vierlingsflak (Flak = Fliegerabwehrkanonen), schwere Granatwerfer auf MTW (Mannschaftstransportwagen). Und hinterher zwei Kompanien auf Lastwagen (Lkw).

Wieder ist eine Brücke in den Besitz der deutschen Angreifer übergegangen, kann ein Brückenkopf gebildet werden. Die 17. Armee hat es also auch geschafft.

Der schnelle Stoß ins feindliche Verteidigungsfeld bleibt ihr jedoch vorerst versagt. Nur knapp anderthalb Kilometer weit kann die Vorausabteilung der 56. Infanteriedivision vordringen, dann schlagen die Sowjets zurück. Es sind die Kadetten der Unteroffiziersschule von Wisoko, die sich mit dem Mut der Verzweiflung den deutschen Truppen entgegenwerfen. Und sie kämpfen hervorragend, diese jungen Soldaten, die noch keinerlei Kampferfahrung besitzen. Aus einem Getreidefeld heraus attackieren sie geschickt das I. Bataillon/IR 457. Erst als das Regiment Artillerie einsetzt, weichen die Unteroffiziersschüler langsam zurück. Beim Durchkämmen des Roggenfeldes zählen die deutschen Soldaten 78 tote Kadetten. Blutjunge Menschen, fast noch Kinder. Nicht einer hat sich ergeben, lieber ließen sie sich totschiessen, als die Hände zu heben.

Wer noch immer daran zweifelt, daß hier im Süden der Ostfront die besten Divisionen Stalins* stehen, der wird an diesem ersten Kampftag, zumindest im Raum der 17. deutschen Armee, eines besseren belehrt. Denn auch das zweite Angriffsregiment der 56. ID hat schwere Verluste. Mehr als sieben Stunden lang wogen die Kämpfe hin und her, wobei die Sowjets insofern im Vorteil sind, als ihre Feldstellungen fast ausnahmslos in den riesigen Getreide- und Sonnenblumenfeldern liegen, die sich nicht selten über drei bis vier Kilometer über die Weite des Landes erstrecken.

Das Fazit am Abend des ersten Angriffstages im Süden: Die deutschen Landser müssen erkennen, daß sie im russischen Soldaten einen hervorragenden Gegner vor sich haben. Er gibt keinen Pardon und will auch selber keinen haben.

* sowjetischer Regierungschef und Oberbefehlshaber

Das hat sich auch in den restlichen Angriffsabschnitten der Heeresgruppe Süd gezeigt, beim XLIV. AK und XXIX Panzerkorps. Zwar kann der Feindwiderstand nach nachgezogenem starken Artilleriefeuer vorübergehend gebrochen werden, aber dann verstärkt sich allerorts der russische Widerstand. Nur mit Mühe können die Tagesziele erreicht werden.

Besonders schwer tut sich das XXIX. Armeekorps, das mit der 299. Infanteriedivision, als Spitze des Korps, zwischen Sychtory und Starograd die Grenze überschreitet. Die hier zu bauende Kriegsbrücke kann zwar geschlagen und das IR 528 an den Feind gebracht werden, doch dann läuft sich der Angriff hoffnungslos im Sumpf fest.

Ähnliche Erfahrung muß das XLIV. Gebirgskorps machen, das über regionale Anfangserfolge nicht hinauskommt. Damit wird sehr in Frage gestellt, ob das Gebirgskorps überhaupt das ihm gestellte Ziel, Lemberg, erreichen kann. Es wird, das zeichnet sich schon am ersten Tage ab, davon abhängen, wie schnell der russische Teil von Przemysl von der 17. Armee genommen werden kann.

Das Heeresgruppenkommando stellt am Abend des 22. Juni 1941 fest, daß die Sowjets viel stärker sind als angenommen und daß sie vom deutschen Angriff keinesfalls überrascht worden sind. Gefangenenaussagen, Beutematerial und Horchfunktsergebnisse weisen nach, daß die Heeresgruppe Süd bisher mit 9 Schützen-, 2 Kavalleriedivisionen und 4 mechanischen Brigaden im Kampf steht.

Auf die Gesamtlage übertragen, stellt sich die interessante Frage: Haben die Sowjets den deutschen Angriff erwartet oder hat er sie doch überrascht? Eine weitere Frage ist: Was hat das Oberkommando der Roten Armee tatsächlich unternommen, um einen Angriff der deutschen Wehrmacht zu unterbinden? Und drittens: Wieso ließen es die Sowjets überhaupt zu, daß ihre Grenze überschritten wurde? Diese Fragen konnten lange

Zeit nicht hinreichend beantwortet werden und blieben weithin Spekulationen von Kriegshistorikern des In- und Auslandes.

Ein wenig Licht in die bis dahin im Dunkel liegende Zeit – jedenfalls, was die sowjetische Seite angeht – brachte schließlich die Veröffentlichung des voluminösen Werkes »Die sowjetische Geschichte des Großen Vaterländischen Krieges 1941-1945« von Boris Semjonowitsch Telpuchowski. Bei näherer Betrachtung der in diesem Buch wiedergegebenen Fakten und ihrer Zusammenhänge stellt sich sehr bald heraus, daß die Zusammenhänge sehr oft parteiisch betrachtet werden und daher nicht absolut den Anspruch auf Objektivität erheben können.

So enthält das Werk beispielsweise nur wenige – und dann verschwommene – Hinweise auf exakte Daten über die personellen und materiellen Stärken, Verluste und Produktionsziffern etc., keine Erklärung über das Entstehen von Führungsentschlüssen und Divergenzen zwischen den russischen Wehrmachtsteilen. Wahrscheinlich deshalb, weil eine solche Verhaltensweise mit dem kollektiven Denken und Handeln eben nicht zu vereinbaren ist.

Seit einigen Jahren jedoch ist das anders. Zum ersten Male in der sowjetischen Nachkriegszeit melden sich nicht nur die berufsmäßigen Kriegshistoriker zu Wort, sondern auch jene Männer, die im Mittelpunkt der damaligen Ereignisse standen: die Generale und Marschälle der UdSSR, wie, um nur einige der Prominenten zu nennen: Armeegeneral Sergej Matwejewitsch Schtemenko (ehemaliges Mitglied der »Operativen Verwaltung«, später Chef des Stabes beim Vereinigten Oberkommando der Warschauer Vertragsstaaten), dann Marschall Gretscho, zuletzt Oberbefehlshaber der 12. Armee. Und nicht zu vergessen Marschall K. K. Rokossowski, eine der schillerndsten Persönlichkeiten der Roten Armee, Oberbefehlshaber der Don-Front, der Zentralfront und der Belorussischen Front.

Hervorstechendste Merkmale dieser Veröffentlichungen sind ein erstaunlich hohes Maß an Ehrlichkeit, Selbstkritik und Sachverstand. Vieles, was bisher im dunkeln lag, tritt nun ans Tageslicht, wobei interessanterweise die Ansichten über ein und denselben Vorgang bei den einzelnen Autoren durchaus nicht immer gleich sind.

Ein Beispiel: K. K. Rokossowski schreibt in seinen Erinnerungen hinsichtlich der Stärke und des Ausbildungsstandes der Roten Armee und ihres Generalstabes (vor Kriegsbeginn):

»Unsere Militärwissenschaft war der Westeuropas, der USA und Japans überlegen. Dort standen zu dieser Zeit die Theorien von Douhet und Fuller hoch im Kurs. Die eine besagte, daß die alles besiegenden Luftstreitkräfte imstande seien, den Krieg selbständig zu entscheiden.

Die andere sprach von unbegrenzten Möglichkeiten der Panzertruppen. Zwar hatten auch bei uns Panzer, Luftstreitkräfte, Artillerie und Infanterie ihren eigenen Platz, aber insgesamt lag der Ausbildung das Zusammenwirken aller Waffengattungen zugrunde, wie es eben die sogenannte Taktik des tiefen Gefechts besagt, deren Erarbeitung mit dem Namen Triandafilows eng verbunden ist. Auch die Ausbildung der Kommandeure aller Ebenen hatte ein hohes Niveau erreicht. Der überwiegende Teil der Kommandeure und Politarbeiter hatte Kampferfahrungen aus dem Ersten Weltkrieg und dem Bürgerkrieg. Unsere Streitkräfte waren in der Lage, jeden Gegner, der es wagen sollte, die Sowjetunion zu überfallen, vernichtend zu schlagen.«

Soweit Marschall Rokossowski über Ausbildungsstand und Schlagkraft der sowjetischen Streitkräfte. Zwei Seiten danach erwähnt Rokossowski eine im Frühjahr 1941 durchgeführte Übung im Kiewer Militärbezirk und beklagt sich:

»... führten wir im Mai 1941 unter der Führung des Oberbefehlshabers Kirponos eine Studienfahrt im Frontmaßstab

durch. Unser mechanisiertes Korps wirkte dabei mit der in Richtung Rowno-Luzk-Kowel handelnden 5. allgemeinen Armee zusammen. Wir hatten uns viel von dieser Übung versprochen, doch wir wurden enttäuscht. Die Auswertung durch den Oberbefehlshaber des Militärbezirks war so belanglos, daß nicht einmal richtig zu erkennen war, was man eigentlich von uns verlangte.

Kurz darauf erließ der Stab des Militärbezirks eine Anordnung, die in krassem Widerspruch zu der herannahenden Gefahr eines gegnerischen Überfalls stand: Den Truppen wurde befohlen, ihre Artillerie auf die Schießplätze in Grenznähe zu schicken. Wir setzten aber durch, daß das Korps seine Artillerie behielt, da es uns gelang, nachzuweisen, daß sämtliche Übungen an Ort und Stelle möglich waren. Unsere Weisheit kam uns später sehr zustatten.»

Oder ein anderes Beispiel. Da beschwert sich Rokossowski bitter über die Nachlässigkeit gewisser Nachschubführungsstäbe und stellt fest:

»... vor allem überprüften wir in jenen Wochen, kurz vor Kriegsbeginn, die zivilen Kfz.-Transportmittel, die dem Korps im Ernstfall zugeführt werden sollten. Die zuständigen Genossen kümmerten sich nicht genügend um deren Instandhaltung. Vorgreifend möchte ich sagen, daß das 9. mechanische Korps infolge der am 22. Juni im Grenzgebiet entstandenen schwierigen Lage nicht ein einziges der ihm laut Mobilmachungsplan zustehenden Kraftfahrzeuge erhielt. Übrigens wurde die Mobilmachung erst verkündet, als das Korps bereits zum Gefecht ausrückte.

Am meisten beunruhigte uns, daß wir von Ende Mai bis Mitte Juni keinerlei Gerät erhielten. Die zu Übungszwecken benutzten Kampfmittel waren abgenutzt, ihre Motoren kaum noch betriebsfähig. Ich mußte den Einsatz von Panzern für Übungszwecke einschränken, damit wir im Ernstfall nicht völlig ohne Panzer dastünden.»

Wie war es nun wirklich um die Verteidigungs- und Alarmbereitschaft der sowjetischen Streitkräfte im Grenzgebiet bestellt? Waren die in Gang gekommenen Kämpfe der sowjetischen Truppen gegen die Verbände der deutschen Wehrmacht gezielte Operationen oder eben doch nur Einzelaktionen beherzter Front- und Truppenkommandeure, die auf eigene Faust ihre Entschlüsse trafen? Was geschah zur Stunde X wirklich bei den Russen?

Der bereits vorher angeführte Marschall Rokossowski gibt in seinen Erinnerungen treffend Auskunft. Die Szenerie beim 9. mechanischen Korps kann getrost stellvertretend als Beispiel für viele andere Frontabschnitte der Sowjets angesehen werden.

22. Juni 1941, morgens drei Uhr.

Im Stab des 9. mechanisierten Korps, das mit seinem Gros im Raum südostwärts der Linie Rowno-Luzk-Kowel liegt, also nicht zu den Grenztruppen zählt, ist sich jeder klar darüber, daß eine kriegserische Auseinandersetzung mit Deutschland bevorsteht, obwohl die Oberste Führung bis jetzt keinerlei Hinweise in dieser Richtung gab. Wie lange der »Aufschub« jedoch noch währen wird, ist aus der Warte des Korpsstabs nicht zu übersehen.

General Rokossowski, Kommandeur des 9. mechanischen Korps, kommt eben von einer Kommandostabsübung in sein Hauptquartier zurück, müde, übernächtigt und noch unter dem Eindruck stehend, daß das Korps mit seiner jetzigen Ausrüstung keinesfalls in der Lage ist, kriegsmäßige Operationen durchzuführen. Der diensthabende Offizier meldet, daß während der Abwesenheit des »Kommandierenden« keinerlei Anrufe oder Funksprüche der Armee oder übergeordneter Stellen eingegangen seien.

Rokossowski will sich gerade schlafen legen, als der

Nachrichtensoffizier des Korps in den Gefechtsstand stürzt und dem General die Meldung überbringt, daß eben ein Funkspruch vom Stab der 5. Armee mit der Anweisung eingegangen sei, die streng geheime Mobilmachungsorder zu öffnen.

Rokossowski sieht den Nachrichtensoffizier verdutzt an.

»Sind Sie ganz sicher, daß der Funkspruch von der Armee kam?«

»Absolut sicher, Genosse General.«

»Wer hat den Funkspruch unterzeichnet?« will der General wissen.

Nach Aussage des Nachrichtensoffiziers wurde der Funkspruch durch Unterschrift des stellvertretenden Leiters der Operativen Abteilung des Stabes der Armee bestätigt.

Rokossowski schüttelt ungläubig den Kopf. »Das kann nicht möglich sein. Sie wissen ebenso wie ich, daß das Kuvert mit der Mobilmachungsorder nur auf Anordnung des Vorsitzenden des Rates der Volkskommissare der UdSSR oder des Volkskommissars für Verteidigung geöffnet werden darf.«

Der Nachrichtensoffizier ist ebenso ratlos wie sein Kommandierender General.

»Gehen Sie sofort zum Diensthabenden. Er soll in Moskau, beim Militärbezirk und beim Volkskommissariat nachfragen, ob es mit der Anordnung der Armee seine Richtigkeit hat«, befiehlt Rokossowski. Gleichzeitig läßt er seinen Stabschef Maslow, den Politstellvertreter und den Leiter der Besonderen Abteilung wecken.

»Was halten Sie von dem Funkspruch, Genossen? Wie sollen wir uns verhalten?« wendet sich Rokossowski an seine engsten Mitarbeiter. Sie sind einhellig der Meinung es handle sich um eine Fälschung, wenn nicht gar um eine Provokation (!) des Feindes.

»Warten wir ab, was der Offizier vom Dienst herausbekommt«, murmelt der General. Er ist in einer äußerst fatalen Situation, denn einerseits ist es unter strengster Strafe

verboten, das Kuvert mit der Mobilmachungsorder ohne höchste Genehmigung zu öffnen, andererseits können unabsehbare Folgen daraus entstehen, wenn wirklich der Krieg ausgebrochen ist und das 9. mechanisierte Korps zu spät antritt.

Es vergehen nur wenige Minuten, dann betritt der diensthabende Offizier das Zimmer.

»Was ist? Haben Sie eine Bestätigung von oben erhalten?« fragt der General erregt.

»Nein Genosse General. Alle Nachrichtenverbindungen sind gestört. Es melden sich weder Moskau, noch Kiew, noch Luzk«, erläutert der diensthabende Offizier.

Man muß sich diese Situation einmal vergegenwärtigen. Seit Wochen droht der Ausbruch eines Krieges zwischen der UdSSR und Deutschland, und im entscheidenden Moment bekommt der Befehlshaber eines Korps nicht einmal eine Nachrichtenverbindung zu den höheren Dienststellen, geschweige denn zu seiner Armee, obgleich diese noch vor wenigen Minuten einen Funkspruch abgesetzt hatte. Desorganisation, Militärbükratie und verhängnisvoller Dirigismus auf der einen und unverantwortlichen Schlamperei auf der anderen Seite bestimmen die ersten Stunden und Tage nach Beginn der deutsch-russischen Feindseligkeiten. Der Mobilmachungsbefehl für einen Krieg wird nicht durch Stichwort oder Offizierskurier überbracht, sondern per Telefon aus Moskau.

Rokossowski aber muß sich entscheiden. Er öffnet das berühmte grüne Kuvert auf eigene Verantwortung, und seine engsten Mitarbeiter sehen mit Entsetzen zu. Wie kann der General eine Direktive des Obersten Verteidigungsrates einfach mißachten? Für die im Kollektivdenken erzogenen Generalstäbler ein ungeheurer Vorgang. Aber der Kommandierende General muß schließlich wissen, was er tut.

Der Mobilmachungsplan sieht für das 9. mechanisierte Korps vor, daß dieses sich unverzüglich gefechtsbereit zu

machen und in Richtung Rowno-Luzk-Kowel zu marschieren hat.

Rokossowski ordnet den sofortigen Gefechtsalarm an und läßt seine drei Divisionskommandeure, Nowikow, Kalinin und Tschernjajew zu sich kommen. Sie erhalten die vorläufigen Anweisungen über Marschweg und Marschbeginn.

Rokossowskis Stabschef, Maslow, bemüht sich unterdessen um eine Verbindung »nach oben«. Erst gegen 10 Uhr (!) gelingt es ihm, mit der Armee in Luzk zu sprechen. Den Armeeeoberbefehlshaber kann er jedoch nicht erreichen, ein Offizier des Stabes teilt ihm dafür aufgeregt mit, die Stadt sei bereits zum zweiten Male von deutschen Luftstreitkräften bombardiert worden und die Telefonverbindungen rissen fortwährend ab.

»Können Sie mir etwas über die Lage an der Front sagen?« erkundigt sich Rokossowskis Stabschef.

»Nein, es liegen keinerlei Meldungen von der Front vor«, tönt es aus dem Hörer. »Aber wenn es Sie interessiert, Kiew wird zur Zeit ebenfalls bombardiert.«

»Haben Sie wenigstens eine Verbindung zum Oberkommandierenden des Militärbezirks?« erkundigt sich Rokossowskis Stabschef.

»Nein. Leider keine Verbindung...« Dann macht es »Krrrr« in der Leitung. Aus Luzk meldet sich nicht mehr.

Maslow versucht eine Verbindung zu Generaloberst Kirponos, dem Oberkommandierenden der Frontgruppe Galizien und Westukraine, herzustellen. Umsonst. Die Gegenstelle meldet sich nicht. Ebenfalls gestört ist die Leitung nach Moskau, Funk scheidet aus, weil der Funkverkehr seit einigen Tagen zwischen Moskau und den Armeeeoberkommandos stillgelegt ist.

»Den ganzen Tag über erhielten wir von oben nicht eine einzige Anweisung«, schreibt Rokossowski in seinen Erinnerungen.

Aber das ist nicht die einzige Panne an diesem schicksalsschweren 22. Juni 1941. Es treten noch ganz andere Schwierigkeiten auf.

Das 9. mechanisierte Armeekorps verdient diese stolze Bezeichnung nur dem Namen nach, denn in Wirklichkeit kann von einer Mechanisierung überhaupt nicht die Rede sein. Das Korps besitzt nicht einmal ein Drittel der vorgesehenen Mobilmachungsbestände an Fahrzeugen. Ebenso mangelt es an genügend Sprit und Munition.

Da Rokossowski nicht darauf warten kann, bis er entsprechende Befehle von oben erhält, befiehlt er, die in der Nähe befindlichen zentralen Munitionslager zu öffnen sowie den Kfz.-Park der Garnison zu beschlagnahmen. Dabei stößt er, wie nicht anders zu erwarten war, auf den Widerstand der jeweiligen Verwaltungsorgane, die sich weigern, ihre Lager zu öffnen. »Wir haben keine Anweisung«, heißt es.

Rokossowski muß seine ganze Persönlichkeit in die Waagschale werfen, um sich durchzusetzen und den Widerstand der Stabsintendanten zu überwinden. Sie geben schließlich auch nach, aber nur unter der Bedingung, daß der General die Verantwortung übernimmt. Das bedeutet, daß Rokossowski stundenlang damit beschäftigt ist, Quittungen auszustellen.

»Noch nie habe ich so viele Unterschriften geleistet wie an diesem Tag«, stellt er in seinem Tagebuch sarkastisch fest.

Dabei sind alle seine Befehle und Maßnahmen der Fragwürdigkeit unterworfen, weil er immer noch nicht mit Sicherheit sagen kann, ob der Krieg tatsächlich ausgebrochen ist.

Gegen 11 Uhr vormittags überfliegen dann zirka dreißig deutsche Heinkelbomber den Gefechtsstand. Die Nationalitätenzeichen, Eisernes Kreuz und Hakenkreuz, sind deutlich zu erkennen. Dieses Ereignis bestätigt Rokossowski in seiner Ansicht, daß der Krieg wirklich ausgebrochen ist und

seine Handlungen richtig sind.

»Die Beschaffung von Treibstoff und Munition, die Sicherung der Ordnung der Garnisonstadt, der Schutz des nach dem Ausrücken der Truppen zurückbleibenden Militäreigentums, die Sorge um die Familien der Offiziere, die Kontrolle der Marschbereitschaft der Truppenteile und Meetings zur Information der Soldaten – all das mußte in wenigen Stunden erledigt sein. Unterdessen waren meine Gedanken bereits vorn an der Front. Während meiner langjährigen aktiven Dienstzeit hatte ich den Krieg kennengelernt und in seinem Wesen erfaßt. Deshalb machte ich mir vor allem Gedanken über das Schicksal unserer Soldaten, die ins Feld und ins Gefecht gingen und noch nicht kampferfahren waren.«

Das war das bittere Resümee eines Korpsbefehlshabers.

Da Rokossowski ein ausgesprochener Pragmatiker und Realist ist, befürchtet er, seine kampfunerfahrenen Truppen könnten bei einem Zusammentreffen mit deutschen Vorausabteilungen allzu rasch demoralisiert werden. Er weiß ferner, daß der Zusammenhalt der Truppe einzig und allein vom Mut der Unteroffiziere und Offiziere abhängt. Der russische Soldat ist tapfer, solange er ein Vorbild vor Augen hat. Nun kann man aber schwerlich von jedem Offizier oder Unteroffizier überdurchschnittliche Tapferkeit verlangen. Es ist jedoch möglich, einen Offizier oder Unteroffizier in gewisser Weise moralisch unter Druck zu setzen. Hierzu Marschall Rokossowski:

»Es ist von allergrößter Bedeutung für die Kampfmoral der Truppe, daß der Offizier oder Unteroffizier in der Gefechtsordnung deutlich zu erkennen ist. Alle Dienstgrade müssen sich bewußt sein, daß sie gesehen werden, daß ihr Verhalten im Gefecht beobachtet wird und sich alle Soldaten nach ihnen richten.«

Was tut der General? Er befiehlt, daß an alle Offiziere und

Unteroffiziere keine Kragenspiegel und Dienstgradabzeichen in Tarnfarbe ausgegeben werden dürfen.

Jeder Feldzugsteilnehmer der Ostfront wird sich noch heute deutlich daran erinnern, daß es in den ersten beiden Kriegsjahren nie schwierig war, aus der Masse der Angreifer Unteroffiziere und Offiziere herauszufinden.

Die Kehrseite der Medaille war aber, daß gerade das sowjetische Unteroffiziers- und Offizierskorps einen enorm hohen Blutzoll entrichten mußte, weil selbstverständlich jeder deutsche Landser bestrebt war, in erster Linie die russischen Offiziere und Unteroffiziere auszuschalten.

Am 22. Juni, 14 Uhr, ist es endlich soweit. Das 9. mechanisierte Korps wird auf drei Marschrouten in allgemeiner Richtung Nowograd-Wolynski-Rowno-Luzk in Marsch gesetzt. Rechts, auf der Autobahn, marschiert in einer Kolonne die 131. motorisierte Schützendivision. Damit diese möglichst schnell vorankommt, läßt der Divisionskommandeur, Oberst Kalinin, ein ehemaliger Kavallerist, seine Schützen, wenn auch unter erheblicher Belastung der Fahrzeuge, auf Autos und Panzer aufsitzen. Einige wenige Lkw können ihm noch in letzter Minute vom Korps zur Verfügung gestellt werden.

Im Zentrum marschieren, rückwärts gestaffelt, die 35. Panzerdivision und links die 20. Panzerdivision.

Unter normalen Ausrüstungsbedingungen stellen zwei Panzerdivisionen und eine motorisierte Schützendivision eine beachtliche Kampf- und Feuerkraft dar, vor allem wenn man den deutschen Maßstab zugrunde legt.

Wie aber sieht dieses sowjetische 9. mechanisierte Korps aus? Es besitzt bei den beiden Panzerdivisionen nur die veralteten T 26, BT 5 und einige wenige BT7 (eine neuere Konstruktion, gewissermaßen der Vorläufer des späteren T 34, der dann einen legendären Ruf erhielt). Die Panzer, durch die vielen Übungen abgenutzt, würden längeren Kampfhandlungen nicht gewachsen sein, ganz abgesehen davon, daß das Korps

nur ein Drittel der ihm etatmäßig zustehenden Panzer besitzt.

Und die motorisierte Infanterie? Hier sieht es noch schlimmer aus. Keines der beiden Panzergrenadierregimenter besitzt ein Kraftfahrzeug. Es existieren nicht einmal Pferd und Wagen, da die Panzerdivisionen ja als motorisiert geführt werden.

So ergibt sich für General Rokossowski das traurige Bild, ein mechanisiertes Korps an sich vorbeimarschieren lassen zu müssen, das aus 80% Fußinfanterie besteht, Infanterie, die gezwungen ist, außer ihrer persönlichen Habe und Ausrüstung auch noch leichte und schwere Maschinengewehre mit Magazinen und Munitionsgurten sowie 50- und 82-mm-Granatwerfer mit Munition mitzuschleppen.

Inzwischen ist jedem klar geworden, daß der Ernstfall eingetreten ist, daß es an die Front geht. Die schrecklichen Unzulänglichkeiten, unter denen das russische Korps seinen Kriegsmarsch antritt, sind schon eine immense moralische Belastung für die Truppe, weit mehr aber drückt die Stimmung die Tatsache, daß am Himmel kein einziges sowjetisches Flugzeug zu sehen ist.

Wo bleibt die mächtige Bomber- und Jagdwaffe der UdSSR, von der Stalin noch in seiner Maiansprache gesagt hatte: »Jeder Angreifer, der sich auf sowjetisches Territorium wagen sollte, wird schon beim Versuch, die Grenze zu überschreiten, von unserer unbesiegbaren Luftstreitmacht am Boden zerschmettert werden.«

Mehrmals wird General Rokossowski von Rotarmisten gefragt, warum man denn am Himmel keine russischen Flugzeuge sehe. Der General bleibt die Antwort schuldig. Er weiß es selbst nicht. Er steht genauso vor einem Rätsel wie seine Soldaten.

Erst zwei Tage später erfährt der General von dem vernichtenden Schlag, den die deutsche Luftwaffe den frontnahen Flugplätzen versetzte, bei dem innerhalb kürzester

Zeit zwei Drittel aller an der Grenze stationierten Maschinen schon am Boden zerstört wurden.

Die sowjetische Jagd- und Bomberwaffe glänzt durch Abwesenheit. Dafür ist der Himmel voll von deutschen Fliegern. Ihr Dröhnen erfüllt den ganzen Tag über die Luft. Die Rotarmisten sehen es mit Entsetzen, noch dazu die deutschen Maschinen sich nicht einmal für das marschierende Korps interessieren, sondern weit ins russische Hinterland hineinfliegen.

Am ersten Kriegstag marschiert das 9. mechanisierte Korps mit seinen Fußteilen über 50 Kilometer. Danach sind die Soldaten so erschöpft, daß längere Marschpausen eingelegt werden müssen. Obwohl die Lage ganz zweifellos bitterernst ist und jede Einheit so schnell wie möglich an den Feind gebracht werden muß, sieht sich Rokossowski angesichts der strapazierten Truppe gezwungen, die tägliche Marschleistung von 50 auf 30 Kilometer zu reduzieren. Und selbst das ist noch zu viel. Die Truppe ist entkräftet. Es kommt so gut wie keine Verpflegung nach, die Trosse hinken hoffnungslos hinterher. Nicht selten müssen Troßfahrzeuge mangels Zugpferden im Mannschaftszug vorwärtsbewegt werden. Gewiß, dann und wann gelingt es den Regimentern, sich notdürftig aus dem Lande zu verpflegen, aber das ist nur ein Tropfen auf den heißen Stein.

Am meisten macht den Rotarmisten der quälende Durst zu schaffen. Viele Dorfbrunnen sind leer, eine Folge des ausnehmend heißen und trockenen Sommers. Um von weither Trinkwasser zu organisieren, fehlen jedoch die Fahrzeuge.

Wen wundert es, wenn die Stimmung der Truppe nach und nach auf den Nullpunkt absinkt und sich allenthalben Verdrossenheit breitmacht.

Auch für die sogenannten Panzerdivisionen muß eine neue Marschfolge festgelegt werden. In der ersten Marschstafel marschieren die Panzer mit aufgesessener Infanterie sowie

Teile der Artillerie gewissermaßen als Speerspitze für den Fall, daß das Korps überraschend Feindberührung bekommt. Sprungweise von Abschnitt zu Abschnitt vorgehend, löst sich die Staffel von der Infanterie, um diese am nächsten Abschnitt wieder zu erwarten. Das Gros jedoch marschiert in der zweiten Staffel in der üblichen Marschordnung.

Lediglich die mit Kraftfahrzeugen ausgestattete motorisierte Schützendivision kommt schneller voran. Sie erreicht am Abend des 22. Juni 1941 den Raum Rowno, wo sie nach einem Marsch von 100 Kilometern (!) Rast macht. Es wird Verbindung zum Korps und den umliegenden Verbänden aufgenommen, wobei es seltsamerweise heißt, daß die Lage keinen Anlaß zu Beunruhigung gebe.

Rokossowski ist verständlicherweise mehr als erstaunt. »Wo stehen eigentlich die deutschen Voraustruppen?« erkundigt er sich beim Armeestab, zu dem er für kurze Zeit Funkverbindung hat. Er erhält eine ausweichende und für einen Korpskommandeur unzureichende Antwort, was Rokossowski veranlaßt, den Schluß daraus zu ziehen: Die Oberste Führung hängt hoffnungslos in der Luft, und die Westarmeen sind weit davon entfernt, in strategischen Dimensionen zu denken. Alles, was sie tun, ist: improvisieren. Die Taktik der Kopfloren. Fürwahr ein deprimierendes Fazit.

Aber es kommt noch schlimmer.

Am Morgen des 23. Juni erreicht den General zufällig die Meldung, daß der Oberbefehlshaber der 5. Armee, Potapow, sich über den Kopf des Korps hinweg die motorisierte Schützendivision unterstellt habe, um sie in Richtung Shidjtschi-Luzk-Mlynów einzusetzen. »Um einen Durchbruch des Feindes nach Osten zu verhindern«, heißt es in der Meldung.

Rokossowski ist wütend. Aber für Kritik ist keine Zeit, wenngleich die Wegnahme der motorisierten Schützendivision die Kampfkraft des Korps empfindlich schwächt.

Ein Gutes allerdings hat diese Meldung: Der General weiß nun mit Sicherheit, daß Krieg ist und daß die deutschen Truppen in breiter Front die sowjetischen Grenzen überschritten haben. Ein Einsatzbefehl für das Korps liegt dagegen nach wie vor nicht auf dem Tisch. Ja, Rokossowski hat nicht einmal eine Ahnung, wem er unterstellt ist. Es bleibt ihm demnach keine andere Wahl, als den bisher eingeschlagenen Marschweg sozusagen auf gut Glück fortzusetzen. Dabei muß südlich von Rowno der Fluß Gorny überschritten werden, was mit Hilfe von Fähren geschehen soll. Ein Offiziersaufklärungstrupp bringt jedoch die Nachricht, daß statt der vier Fähren nur eine einzige vorhanden sei, so daß ein termingemäßes Übersetzen des Korps nicht in Frage komme.

Rokossowski muß nun einen Umweg wählen und die Brücke von Gostsch benutzen. Umweg: 15 Kilometer.

Der General bildet ein Vorauskommando und nimmt sicherheitshalber eine Batterie 85-mm-Geschütze mit.

Stundenlang führt nun der Marschweg durch riesige Getreidefelder. Auf Betreiben des Stabschefs Maslow wird ein Pionierzug vorausgeschickt, um die Brücke zu erkunden. Er soll außerdem regelmäßig Verbindung zum Korpsstab aufrechterhalten, und zwar mit berittenen Meldern. Kein einziger Melder kommt zurück. Dafür tritt ein anderes Ereignis ein. Lassen wir General Rokossowski darüber selber berichten. Er schrieb:

»Nach, zweistündigem Marsch durch die Getreidefelder bemerkten wir zwischen den wogenden Ähren bald hier, bald da seltsam gekleidete Gestalten, die sofort wieder verschwanden. Die einen hatten nur ein Unterhemd an, andere Bauernkleidung mit zerfransten Strohhüten. Ich befahl anzuhalten, die Versteckten einzufangen und sie zu befragen, was sie hier taten. Wie sich herausstellte waren wir auf die ersten Versprengten unserer Grenztruppen gestoßen, oder solche, die dem deutschen Einschließungsring entkommen

waren. Vielleicht waren es aber auch Deserteure. Die Soldaten gehörten den verschiedensten Einheiten an. Auch zwei Soldaten des Pionierzuges, den wir vorausgeschickt hatten, waren dabei. Sie wurden zuerst vernommen und sagten aus, der Pionierzug sei plötzlich auf faschistische Panzer und Kradschützen gestoßen, angegriffen und eingeschlossen worden. Dabei seien außer ihnen alle ums Leben gekommen. Auch die anderen Befragten sagten aus, daß ihre Verbände zerschlagen worden seien und aufgehört hätten zu existieren, sie selbst hätten sich wie durch ein Wunder retten können. Um der Gefangenschaft zu entgehen, hätten sie sich umgezogen, in der Hoffnung, so zur eigenen Truppe durchzukommen. Ihre Angst war stärker als der gesunde Menschenverstand. Solche Maskerade rettete niemanden...«

Das 9. mechanisierte Korps erreicht – noch immer ohne Feindberührung – gegen Abend des 23. Juni den Raum Sdolbunow. Das Gelände verändert sich nun, es wird etwas hügelig, da und dort gibt es auch kleinere Wäldchen und Buschland.

Offenbar nähert sich jetzt das Korps dem Kampfraum, denn zum erstenmal ist zeitweilig heftiger Gefechtslärm zu hören.

Das Vorauskommando macht sich gefechtsbereit, die 85-mm-Batterie wird nach vorn gezogen, falls deutsche Panzer überraschend auftauchen sollten.

Diese Vorsichtsmaßnahme erweist sich als richtig und begründet.

Es ist 19 Uhr, als plötzlich aus einem Wäldchen, nordostwärts von Sdolbunow, fünf deutsche Panzer und drei mit Infanterie besetzte Schützenpanzerwagen hervorbrechen. Die 85-mm-Batterie geht sofort in Stellung und eröffnet das Feuer, worauf sich Panzer und Schützenpanzer wieder in das Wäldchen zurückziehen, das Gefecht also nicht annehmen; Rokossowski berichtet dies mit einem gewissen Stolz und meint: »Sie hatten wohl Angst vor unseren Geschützen. Und

das sehr zum Leidwesen unserer Artilleristen, die darauf brannten, die deutschen Eindringlinge unter Feuer zu nehmen.«

Nun, die »Panzer« waren in Wirklichkeit Panzerspähwagen der 13. Panzerdivision, oder, genauer gesagt, ein durch Kradschützen verstärkter Spähtrupp, der einen reinen Erkundungsauftrag hatte und jede Art von Kampf zu vermeiden hatte.

Rokossowski aber, in dem festen Glauben, auf deutsche Panzerkräfte gestoßen zu sein, entschließt sich, seinen Gefechtsstand weiter nördlich aufzuschlagen. Er befiehlt außerdem, daß das gesamte Korps eine Nordschwenkung durchführt, da er seinerseits fürchtet, seine erschöpften Truppen könnten einer Auseinandersetzung mit deutschen Panzerkräften nicht gewachsen sein.

Da die erste »Feindberührung« nun stattgefunden hat, jagt der General Offizierspatrouillen los, um die Verbindung zum 19. und 22. mechanisierten Korps aufzunehmen, denn beide Korps müssen in dieser Gegend sein. Sogar Rokossowskis Stabschef schließt sich einem dieser Aufklärungstrupps an, nachdem alle Versuche, über Funk Verbindung zu den Korps zu bekommen, gescheitert sind.

Die Aufklärung ergibt, daß das 22. mechanisierte Korps in Richtung Kowel vorgerückt war und seine Vorausabteilungen nördlich von Luzk in Kämpfe verwickelt wurden, während das 19. Korps noch immer in Richtung Dubno marschiert.

Maslow, der mit seinem Aufklärungstrupp am späten Abend zurückkehrt, berichtet, daß es ihm gelungen sei, für kurze Zeit Verbindung zum Chef des Stabes der Front, Purkajew, zu bekommen.

»Und was haben Sie erfahren?« erkundigte sich Rokossowski.

»Leider nicht viel, Genosse Befehlshaber«, antwortet der Stabschef, der seine grenzenlose Enttäuschung über das magere

Aufklärungsergebnis nur schwer verbergen kann. »Wir sind ab sofort offiziell der 5. Armee unterstellt und haben uns im Raum Klewan-Olyka bereitzustellen.«

Und was sagt Purkajew über die Lage an der Front?«

Maslow zuckt die Schultern. »Nichts, Genosse Befehlshaber.«

»Nichts?« Rikossowski sieht ihn verblüfft an.

»Nein, nichts. Anscheinend kennt Purkajew die Lage selbst nicht. Anders kann ich es mir nicht erklären, Genosse Befehlshaber.«

Der Stabschef einer »Front« – sie entspricht zu diesem Zeitpunkt des Krieges einer deutschen Heeresgruppe – kann dem Stabschef eines Armee korps nicht die geringste Auskunft über die Lage geben. Es ist dies schlechthin die Bankrotterklärung der sowjetischen Führung und zeigt darüber hinaus das Unvermögen, auch nur in etwa geeignete Maßnahmen zu treffen, um dem deutschen Ansturm entgegenzutreten.

Für diese katastrophale Entwicklung gibt es zahlreiche Ursachen. Einige sind rein historischer Art, etwa die im Jahre 1937 vollzogene »Säuberung« der Roten Armee, bei der Stalin rigoros vorging und sich damit eines brauchbaren, modern denkenden Generalstabs entledigte. Andere sind – das stellt sich jetzt deutlich heraus – psychologischer Natur. Jahrelang hatte die Parteiführung der KPdSU dem Volk von der Unbesiegbarkeit der Roten Armee erzählt, wie dies auch in der berühmten Felddienstordnung aus dem Jahre 1939 deutlich zum Ausdruck kommt, wo es unter anderem wörtlich heißt:

»... Die Union der Sozialistischen Sowjetrepublik wird jeden feindlichen Angriff mit einem vernichtenden Schlag der ganzen Macht ihrer Streitkräfte beantworten.

Unser Krieg gegen die Angreifer wird der gerechteste Krieg in der Geschichte der Menschheit sein.

Zwingt der Feind uns den Krieg auf, dann wird die Rote

Armee die offensivste aller Armeen sein. Wir werden den Krieg offensiv führen und ihn auf das Territorium des Gegners tragen.

Die Gefechtshandlungen der Roten Armee werden vernichtend sein und das Ziel verfolgen, den Gegner zu zerschlagen und mit geringen Blutopfern den entscheidenden Sieg erringen.»

Jeder Rotarmist kennt diese Felddienstordnung fast auswendig; sie ist eine Art militärischer Katechismus, ein Glaubensbekenntnis, ein ideologisches Dogma.

Und nun diese Katastrophe. Jetzt, in der Stunde der Bewährung, sieht sich der einfache Soldat der Tatsache gegenüber, daß er hinters Licht geführt worden ist, daß die »Felddienstordnung« nur einem »verhängnisvollen Wunschenken« entsprang. Die Realität ist anders und führt in weiten Teilen der Roten Armee zu Enttäuschung und tiefer Resignation.

In dieser Hinsicht konnte selbst die eingangs erwähnte »Geschichte des Großen Vaterländischen Krieges« nicht umhin, Kritik zu üben. Sie geht heftig mit der »Felddienstordnung« ins Gericht und kritisiert ebenso »andere militärische Doktrinen, die in der Roten Armee 1941 Gültigkeit hatten und alles andere als realistisch gewesen seien.« Es heißt weiter: »Man hat in verhängnisvoller Weise die Effektivität des ›Blitzkrieges‹, also dessen Möglichkeit, bestritten und ihn gern zur untauglichen bürgerlichen Theorie verniedlicht.«

Ganz abgesehen von den erwähnten Ursachen darf aber eines nicht vergessen werden: die Kriegsunerfahrenheit der Sowjetunion, so sehr das auch jahrelang und bis zum Kriegausbruch abgestritten worden ist. Die einzige wichtige Erfahrung auf militärischem Gebiet datierte aus dem Bürgerkrieg von 1918 bis 1920 und aus dem Finnisch-Sowjetischen Krieg. Die Bedingungen, unter denen beide Kriege ausgefochten wurden, ähnelten denen der modernen

Kriegsführung kaum. Die Helden des Bürgerkrieges beispielsweise, Budjonij und Woroschilow, beide Marschälle der UdSSR bei Kriegsausbruch, verloren denn auch sehr bald völlig den Boden unter den Füßen.

Die rüstungstechnische Unterlegenheit der Sowjetunion war ebenso gravierend wie niederschmetternd. Aber dazu Näheres an anderer Stelle. Hier sei nur noch ein anderer Punkt erwähnt, der das Desaster der ersten Kriegswochen entscheidend beeinflußt hat: das Fehlen moderner Nachrichtenmittel.

Die auf deutscher Seite schon hochentwickelte Technik steckte bei den Sowjets noch in den Kinderschuhen. Normale und bei einer modernen Armee selbstverständliche Funkverbindungen waren etwas Außergewöhnliches. Ganz abgesehen davon, daß die Leistungsfähigkeit der russischen Fernmeldeindustrie nicht einmal ausreichte, den dringendsten Bedarf der Streitkräfte zu decken. Die Geräte, die existierten, waren hoffnungslos veraltet, für den Einsatz einer beweglichen Kampfführung nicht zu gebrauchen. Hinzu kam, daß nicht wenige Kommandeure moderne Nachrichtenmittel strikt ablehnten, weil diese, ihrer Meinung nach, zu kompliziert und auch zu unzuverlässig waren. Das einzige zuverlässige Nachrichtenmittel war immer noch das Telefon, in einem Bewegungskrieg jedoch eine völlig unzureichende Kommunikationsart, wie sich schon jetzt herausstellte. Das ging so weit, daß in Moskau tagelang darüber Unklarheit herrschte, was an der Front eigentlich vor sich ging.

Armeegeneral Schtemenko, ein Mann der es wissen muß, weil er lange Zeit, und vor allem nach dem Kriegsausbruch, im Generalstab tätig war, berichtet in seinen Memoiren hierüber wie folgt:

»Das militärische Nachrichtennetz war fast ständig beschädigt, und es war ungeheuer schwierig, Angaben über den Gegner und über die eigene Truppe zu erhalten. Wir waren deshalb gezwungen, laufend Flüge an die Front durchzuführen,

um uns vom Stand der gegenwärtigen Lage zu überzeugen. Kamen wir zurück, hatte sich diese längst wieder geändert. War es da ein Wunder, wenn unsere operativen Karten fortwährend ein falsches Lagebild wiedergaben?»

Angeichts dieses Dilemmas auf sowjetischer Seite ist es eigentlich verwunderlich, daß der Krieg nicht schon in den ersten Wochen gewonnen wurde. Er hätte aber zweifellos einen anderen Verlauf genommen, würde die deutsche Führung um die tatsächlichen Schwierigkeiten des Gegners gewußt haben. So aber setzte sich mehr und mehr ein gewisser Respekt vor dem russischen Gegner durch, der an einzelnen Fronten ja tatsächlich mit dem Mut der Verzweiflung kämpfte. Daß dies allerdings nur vordergründige Symptome waren, hinter denen nur wenig Substanz steckte, wer ahnte das auf deutscher Seite schon?

Hitler und sein Generalstab zogen bereits in den ersten Kriegstagen völlig falsche Schlüsse, was die Beurteilung des Gegners betraf. Sie erkannten sogar die Logik ihrer eigenen Strategie nicht mehr, die darin beruhte, den Feind mit Blitzschlägen aus dem Konzept zu bringen, ihn zu demoralisieren, ihn fortwährend in Unruhe und Bewegung zu halten. Statt dessen glaubte man, der Gegner verfüge über ungeheure Reserven an Menschen und Material und verfolge darüber hinaus eine Strategie der Abnutzung, des Schlagens aus der Nachhand.

Mit grenzenloser Verwunderung stellte Hitler fest, daß zum Beispiel im Norden, wo von Manstein einen rasanten Panzerraid durchführte, die Sowjets ihre Truppen nicht zurückzogen, sondern im Gegenteil den Kampf annahmen und eine Division nach der anderen ins Gefecht schickten. Es hatte den Anschein, als könnte Stalin die Blitzschläge der deutschen Truppen mit Gelassenheit und Ruhe hinnehmen.

Eine verhängnisvolle und falsche Einschätzung der tatsächlichen Lage, denn die russischen Divisionen kämpften

nicht deshalb so hartnäckig und erbittert, weil sie hierzu die taktische Order aus Moskau besaßen, sondern aus reiner Notwehr, um nicht von den deutschen Truppen hinweggefegt zu werden. In Moskau hatte man die Übersicht längst verloren und keine Ahnung, was an der Front vor sich ging.

Und nun geschah etwas recht Eigenartiges. Ausgerechnet Hitler, der Mann, der bei seinen Feldzügen Kühnheit und Wagemut, Draufgängertum und Glück in höchstem Maße einkalkulierte, bekam plötzlich Angst vor seiner eigenen Courage. Er witterte Unheil, glaubte, daß ihm Stalin eine Falle stellte. Ein Blick auf die Karte lehrte ihn das Gruseln. Mit einem Male hatte Hitler kein Zutrauen mehr zur operativen Führung seiner Generale. Er begann damit, die Bremsen anzuziehen, weil er befürchtete, der abgefahrene »Ostexpress« könnte entgleisen.

Umsonst versuchten OKH und OKW (Oberkommando des Heeres, Oberkommando der Wehrmacht) Hitler davon zu überzeugen, daß die eingeschlagene Marschrichtung die einzig mögliche sei, um die Sowjetunion in die Knie zu zwingen.

Hitler aber starrte wie hypnotisiert auf die blauen Pfeile auf der Lagekarte, die bereits tief ins feindliche Hinterland wiesen. Mit Schrecken stellte er fest, daß seine vorgepreschten Panzerkorps keine Flankendeckung hatten und – nach seiner Meinung – jeden Moment abgekniffen und eingekesselt werden könnten. Das aber würde – wieder nach Meinung Hitlers – die Vernichtung der in Rußland stehenden Panzerdivisionen, seines, schärfsten Schwertes, bedeuten.

Zwei Grundsätze des modernen Krieges schien Hitler völlig vergessen zu haben. Der eine (Guderian) lautete: »Nicht kleckern – klotzen,« Und der andere, nicht weniger wichtige, stammte von Manstein und lautete: »Die Sicherheit eines Panzerverbandes im Rücken des Feindes beruht darauf, daß er in Bewegung bleibt.«

Das war das A und O des Erfolges. Die Panzerkorps mußten

in Bewegung bleiben, denn nur dann würde der Gegner in Panik und Verwirrung gestürzt.

Natürlich war diese kühne Strategie mit einem Risiko verbunden. Aber war nicht die ganze Anlage des Rußlandfeldzuges ein einziges großes Risiko? Und nun wurde Hitler von zunehmender Unsicherheit befallen. So reifte die erste ernste Krise zwischen ihm und dem Oberkommando des Heeres heran, jene Krise, die schließlich eine der Ursachen für die späteren Niederlagen sein sollte.

*

Mansteins Panzerkorps rollt und rollt. Die Ketten rasseln, die Motoren brummen. Wo sich Widerstand zeigt, wird er niedergekämpft. Straßensperren, Bunkerlinien und Feldbefestigungen sind keine ernsthaften Hindernisse für das deutsche Panzerkorps. Was die Infanterie nicht schafft, räumen die Panzer aus dem Weg, und wo diese sich »die Zähne ausbeißen«, greift die 8,8-cm-Flak ein.

»Mensch, ist das ein Hammer«, sagen die Männer der Lausitzer 8. Panzerdivision, die als Spitze dem Korps vorausfährt. Durch Wälder und Sümpfe, auf staubigen glutheißen Feldwegen.

Der Gegner, das sind immerhin zwei Armeen und ein Panzerkorps der Russen. Zwei Armeen, die nicht mehr ein noch aus wissen und mit Entsetzen den deutschen Panzervorstoß auf Dünaburg verfolgen.

Ein Mann behält in dieser schrecklichen Krise allerdings die Nerven. Es ist der sowjetische Generaloberst Kusznezow, Oberbefehlshaber des Frontraumes Leningrad. Er weiß, daß seine Divisionen in wilder Flucht davonestieben. Sie aufzuhalten wäre sinnlos. Dieser Manstein kann im Moment nicht gestoppt werden.

Aber – so resümiert Kusznezow – das LVI. Panzerkorps

allein kann Leningrad, das Endziel der Deutschen, nicht nehmen. Dazu bedarf es der Schützenhilfe des zweiten deutschen Panzerkorps, dem XLI., das am linken Flügel der deutschen Panzergruppe 4 kämpft. Wenn es gelingt, dieses Panzerkorps zu zerschlagen, steht Manstein allein auf weiter Flur und bricht sich von selbst das Genick.

Panzer sind nur durch Panzer zu schlagen. Und Panzer besitzt Kusznezow. Die 1. und 2. Panzerdivision nämlich, die zusammen über 400 schwere und schwerste Kampfwagen verfügen, funkelnagelneue Typen der KW-I- und KW-II-Klasse. Sollten diese nicht ausreichen, so kann aus Leningrad jederzeit Nachschub herangeholt werden.

Generaloberst Kusznezow überlegt nicht lange, sondern handelt. Ohne allerdings eine entsprechende Weisung aus Moskau zu besitzen, denn der Kreml schweigt sich seit Kriegsbeginn hartnäckig aus.

Man schreibt den 24. Juni 1941, als in General Reinhardts Gefechtsstand der Funkapparat die alarmierende Meldung ausspuckt:

»6. Panzerdivision ist auf ihrem Wege zur Düna an der Dubysa ostwärts Rossleni auf starken Panzerfeind gestoßen und steht in schweren Abwehrkämpfen. Feind setzt überschwere Panzer ein und führt laufend Panzerverstärkung von bislang unbekannten Typs aus Osten nach.«

General Reinhardt, der »Kommandierende« (General) des XLI. Panzerkorps, erschrickt im ersten Moment. Ist das etwa die erste große Krise im Bereich der Heeresgruppe Nord? Starker Panzerfeind im Rücken des weit vorgeprellten LVI. Panzerkorps, das kann unter Umständen eine ernste Gefahr für die ganze Heeresgruppe heraufbeschwören. Es muß gehandelt werden. Die im Moment einzig mögliche Alternative jedoch heißt: die 1. Panzerdivision zur Entlastung der 6. Panzerdivision (PD) in Marsch setzen, ehe die

Panzerstreitmacht von Kusznezow größeres Unheil anrichten kann.

Die 1. PD wird aus der ursprünglichen Marschrichtung herausgenommen und eingedreht. Eile tut not.

Zuerst sieht es gar nicht so aus, als trete der Gegner zu einem gefährlichen Flankenstoß an. Die Vorausabteilung der 1. PD meldet nur schwachen Feindwiderstand, der meistens aus gut versteckter Pak oder Heckenschützen besteht.

Mühsam quälen sich die Panzer der 1. PD durch den Sand. In den Kampfwagen herrscht eine Gluthitze. Die Besatzungen haben die Uniformen ausgezogen und sitzen mit nacktem Oberkörper im Panzer. Dazu der Staub. Er wird für die mot.-Kolonnen zu einer unvorstellbaren Pein. Schlimmer kann es auch nicht in der Sahara sein! denken die Panzermänner.

Der Abend des 24. Juni senkt sich über das von der Sonne ausgedörrte Land. Wasser! Es gibt nirgendwo einen Brunnen. Zum Glück haben die Einheiten vollgefüllte Wasserkannister auf ihren Wagen festgeschnallt. Das wird nun getrunken. Es schmeckt warm und fad.

Vom gemeldeten Panzerfeind ist weit und breit nichts zu sehen. Aber er ist da! Aus Nordosten ist starker Gefechtslärm zu hören. Und als die Dunkelheit hereinbricht, können die Schützen und Panzermänner am Horizont hell lodernde Brände erkennen. Sind es Häuser, Strohschober oder brennende Panzerwracks?

Die angestrebte Funkverbindung zur 6. Panzerdivision will nicht klappen. Ein Panzerspähtrupp wird in Marsch gesetzt. Aber er muß nach wenigen Kilometern umkehren: Eine Pak-Front der Russen hätte die beiden Achtradpanzerspähwagen beinahe abgeschossen.

»Handelte es sich wirklich um Pak? Oder waren es doch russische Panzer?« wird der Spähtruppführer gefragt.

»Pak«, antwortet der junge Leutnant mit Bestimmtheit.

Die Division legt eine vierstündige Marschrufe ein. Sie wird

dazu verwendet, die schadhafte Fahrzeuge und Panzer auszubessern. Die katastrophalen Wegverhältnisse sind eine ungeheure Zerreißprobe für das Material. Die I-Trupps (Instandsetzungstrupps) haben alle Hände voll zu tun. Dann wird aufgetankt, zwischendurch ein kleiner Happen Büchsenfleisch mit Knäckebrötchen hinuntergeschlungen. Um 2 Uhr morgens geht der Marsch schon wieder weiter. Wohin eigentlich? Es heißt, die Division beziehe nördlich von Vosiliskis vorerst eine Auffangstellung, bis die wirkliche Lage bei der 6. PD geklärt sei.

Das II. Bataillon des Schützenregiments 113 schirmt die in Bereitstellung liegende Division nach Nordosten ab. Das Panzerregiment macht sich beim Morgengrauen kampfbereit. Der über Nacht schwächer gewordene Kampfalarm lebt nun wieder auf.

Noch vor Tagesanbruch ausgesandte Panzerspähtrupps kehren zurück und melden starke Staubentwicklung in östlicher und nordöstlicher Richtung. Sind das die gemeldeten Panzerkräfte der Russen?

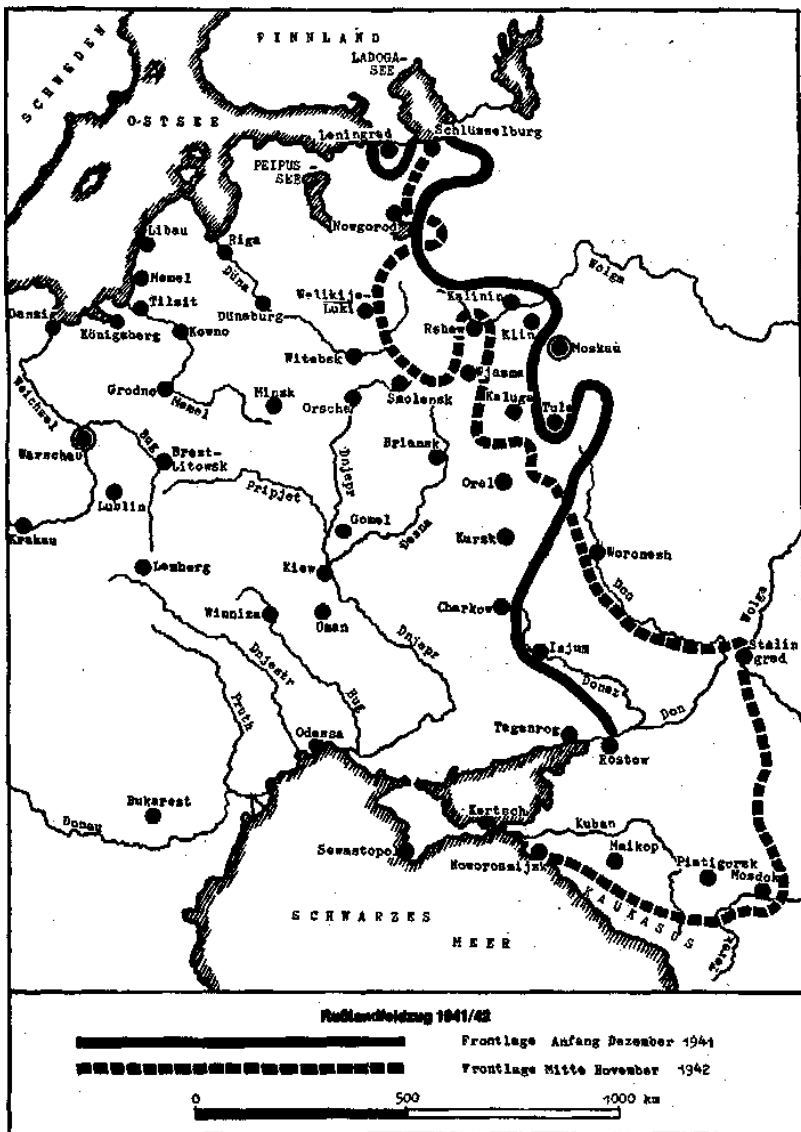
Der Kommandeur der 1. Panzerdivision gibt für alle Teile Alarmstufe 1. Pak wird nach vorn gezogen. Eine Batterie 8,8-cm-Flak – unentbehrliche Begleiter und Helfer aller Panzerdivisionen im ersten Kriegsjahr – sowie einige Batterien 10-cm-Geschütze fahren in der zweiten Linie auf. General Reinhardt, der »Kommandierende« des XLI. Panzerkorps, rechnet mit einer Panzerschlacht, die von »entscheidender Bedeutung für den Vorstoß auf Leningrad sein kann.«

Bei der 1. PD herrscht begreiflicherweise eine kaum noch zu ertragende Spannung. Immerhin steht zumindest das Panzerregiment vor seiner ersten großen Bewährungsprobe.

»Was werden die Iwans* für Panzer haben?« fragt man sich.

Dasselbe fragen sich auch die Männer vom II. Bataillon des Schützenregiments 113.

* Spitzname für russische Soldaten



Leutnant-Biedrich, Führer einer Panzerjägerkompanie, hört die näher kommenden Panzergeräusche. Er unterbricht seine Rasur, wirft Rasierpinsel, Rasierapparat und Handtuch in den kleinen Blechkübel und läuft zu seinen Pak (Panzerabwehrkanonen), die nördlich der Ortschaft Vosiliskis in Stellung gegangen sind. Vom Kompaniegefechtsstand aus sind es nur knappe 300 Meter.

Es ist mittlerweile so hell geworden, daß man kilometerweit sehen kann.

Und dann kommen sie, die Panzer des Generalobersten Kusznezow. Die Stahlkisten heben sich vom Himmel und von der Steppe ab, eine mächtige Staubwolke begleitet sie.

Leutnant Biedrich, noch im Unterhemd, richtet sein Fernglas auf die russische Panzerarmada. Er erschrickt. Was da heranrollt, ist ungeheuerlich. Das sind riesige Brocken, wie der Leutnant bisher keine gesehen hatte.

»Ach, du grüne Neune«, stößt Feldwebel Marx verblüfft und zugleich besorgt hervor. »Herr Leutnant, das sind ja Überschwere.« Er blickt noch einmal durch das Glas. »Mindestens zwanzig, dreißig Panzer, Herr Leutnant.«

Biedrichs Zugführer wechselt die Farbe. Er als erfahrener Pak-Zugführer sieht mit einem einzigen Blick, daß gegen diese Kolosse wenig, wenn überhaupt etwas auszurichten ist. Allein die Bewaffnung der sowjetischen Panzer ist furchteinflößend. 7,62-cm-Kanonen haben die meisten und dazu vier Maschinengewehre, Es sind aber auch Kampfwagen dabei, die mit einer 15-cm-Kanone bestückt sind.

Es sind die allerneuesten Panzer der Klim-Woroschilow-Serie, kurz »KW« genannt, mit einem Gewicht von 43 bzw. 52 Tonnen, einer Rundumpanzerung von 80 mm, an der Stirnseite sogar 120 mm.

Das sind in der Tat wahre Panzerungeheuer (hergestellt in der Waffenfabrik Kolpino, Leningrad), gegen die die deutsche Panzerabwehr, das steht schon jetzt fest, keine Chance hat.

Leutnant Biedrich hat genug gesehen. Er hastet zu seinem Gefechtsstand zurück und ruft die 8,8-cm-Flakbatterie des Oberleutnants Kurzmann an.

»Kurzmann, da rollen Dinger an...« Biedrich bekommt vor Aufregung kaum Luft, »Gegen diese Brocken machen wir keinen einzigen Stich. Da müßt schon ihr eingreifen, wenn ihr nicht wollt, daß sie bis zum Divisionsgefechtsstand durchfahren.«

»Gemacht. Wir müssen ohnehin Stellungswechsel vornehmen. Tut, was ihr könnt, im übrigen, wenn es nicht anders geht, laßt euch überrollen und behaltet den Kopf drauf, Biedrich. Schluß, Ende!« Der Flak-Oberleutnant hängt auf.

Biedrich, der sich rasch noch seinen Uniformrock übergezogen hat, rennt wieder vor in die Stellung.

Ringsum zwischen jetzt rote Leuchtkugeln in den Himmel. Doppelschüsse. Das bedeutet für alle Einheiten: Panzergroßalarm.

»Wann wollen wir anfangen?« fragt Biedrichs Zugführer, Feldwebel Marx, seinen Chef. »Jetzige Entfernung: neunhundert Meter.«

Der Leutnant nagt an der Unterlippe. Was soll er tun? 900 Meter sind für die Pak eine gute Schußdistanz. aber nicht gegen diese Riesenpanzer. Außerdem will Biedrich seine Feuerstellung nicht zu früh verraten.

»Ich meine, wir lassen sie bis auf zwohundert rankommen. Nur nicht zu früh schießen, sonst kriegen wir ein Paket verpaßt, daß uns Hören und Sehen vergeht.«

Eine völlig richtige Entscheidung. Sie ändert freilich nichts an der Tatsache, daß die Voraussetzungen, unter denen die Schützenregimenter und das Panzerregiment ihre erste große Auseinandersetzung antreten müssen, ungünstiger gar nicht sein können.

Es ist auf die Sekunde genau 4.28 Uhr, als der Kampf beginnt. Die sowjetische Panzerarmada braust heran. Wie eine

gefährliche Büffelherde, in eine Staubwolke gehüllt Ihr taktisches Konzept liegt klar auf der Hand. Die Sowjets wollen die 1. PD auseinandernehmen, überrollen und mit Hilfe ihrer überschweren Panzer zusammenschießen.

Pak, Infanteriegeschütze und Granatwerfer eröffnen das Feuer auf die Panzerkolosse. Vorgezogene Artillerie schießt mit waagrecht gekurbelten Rohren. Dazwischen hämmern die Maschinengewehre der Schützenkompanien.

Das rasende Abwehrfeuer aus immerhin 260 Rohren schert die KW-Panzer nicht im geringsten. Sie rasseln weiter, überrollen die Infanterie, walzen und schießen nieder, was sich ihnen in den Weg stellt.

Pak- und Infanteriegeschütz-Bedienungen, die den ersten Ansturm zum Stehen zu bringen versuchen, müssen mit Entsetzen feststellen, daß ihre Granaten an den Panzern wirkungslos abprallen. Es gibt KW I und II, die mit Geschossen buchstäblich eingedeckt werden. Die Wirkung ist gleich Null. Gegen die 80-mm-Panzerung ist kein Kraut gewachsen, die deutsche Pak wird deklassiert Die stählerne Faust Kusznezows schlägt furchtbar zu. In kürzester Zeit befindet sich die 1. Panzerdivision, die als Hilfe für die 6. PD angesetzt ist, in einer verzweifelten Situation. Wenn die russische Panzermasse nicht gestoppt werden kann, droht dem Korps ein Fiasko größten Ausmaßes.

Drei Kilometer tief sind die russischen Panzer bereits in den Bereitstellungsraum der 1. PD eingedrungen, als deren Panzerregiment zum Gegenstoß antritt Panzer gegen Panzer. Die Schlacht der Giganten beginnt nun, an der insgesamt über 250 Kampfwagen beider Seiten ins Gefecht geschickt werden.

Die Division hat mittlerweile umgruppiert und mit aller verfügbaren Artillerie und Flak eine Auffanglinie bezogen. Ein Bild wie aus den Napoleonischen Kriegen. Haubitzen und Kanonen stehen auf offenem Feld, die Rohre zum Direktbeschuß heruntergedreht, ohne jedwede Deckung, so

werden die Panzer der Sowjets erwartet. Zwar regt sich bei der Divisionsführung die leise Hoffnung, daß es nicht zur totalen Konfrontation Panzer gegen Artillerie kommen wird, da man verständlicherweise damit rechnet, die eigenen Panzer könnten die russische Panzerwalze zum Stehen bringen. Aber diese Hoffnung zerschlägt sich sehr bald.

Das Panzerduell gleicht einer Reiterattacke, bei der die Streitkräfte unmittelbar und ohne jedes taktisches Konzept aufeinanderprallen.

Masse gegen Masse. Panzer gegen Panzer. So etwas haben die Männer des Panzerregiments bisher noch nicht erlebt und auch nicht für möglich gehalten.

700 Meter beträgt jetzt die Entfernung zwischen den aufeinander zurollenden Panzern.

»Feuer!« gelte es in den Bordlautsprechern der Panzer III und IV. »Ganze Kompanie Turm zwei Uhr. Feuer!«

Die Granaten sausen aus den Rohren. Bei dieser Entfernung eine »Fahrkarte« (Fehlschuß) zu schießen, das bringt nicht einmal der miserabelste Schütze fertig.

»Treffer!« – »Treffer!« Dutzende Male brüllen es die Panzerkommandanten und deren Schützen. Treffer! Treffer! Treffer! Aber die russischen Kolosse rollen weiter. Unbeirrt, stur, wie Automaten, die ferngelenkt werden.

Das darf doch nicht wahr sein! Vier, fünf, ja, einmal sogar zehn beobachtete Treffer an einem KW II und der Panzer fährt seelenruhig weiter, kümmert sich den Teufel darum, daß der Tod unentwegt bei ihm anklopft. Die Panzerschützen glauben im ersten Moment zu träumen. Aber es ist kein Traum, es ist die bestürzende Wahrheit, daß diese russischen Stahlgiganten unverwundbar sind.

Wenig später ergibt sich ein geradezu groteskes Bild: Die KW I und KW II durchstoßen die zum Gefecht aufgefahrene Phalanx der deutschen Panzer, rollen an ihnen vorbei und klirren mit donnernden Motoren weiter westwärts.

»Hinterher! Angriff auf kürzeste Entfernung. Versucht die Ketten zu treffen«, tönt es in den Lautsprechern und Kopfhörern. »Sondergranaten verwenden, Maaaarsch!«

»Das war das verrückteste Panzergefecht, das ich je erlebte«, schreibt der Obergefreite Hans Funke, Fahrer eines P III.

Kreuz und quer rollen die deutschen Kampfwagen, fahren bis auf 20 Meter an den Gegner heran und knallen ihm die Sondergranaten in den Panzerleib oder schießen die Ketten in Fetzen. Vielfach gelingt es, manchmal bezahlen die Besatzungen ihre Kühnheit mit dem Leben. Flanken-Panzer, meist KW II mit ihrer 15,5-cm-Langrohrkanone und selbst kaum gefährdet, nehmen sich die deutschen Kampfwagen vor.

Zwei Tage währt dieses allen taktischen Regeln trotzbare Duell der Giganten, das schließlich nicht von den deutschen Panzerregimentern, sondern von der Flak und der Artillerie entschieden wird.

In den Morgenstunden des 26. Juni rollt der dritte sowjetische Angriff gegen die Stellungen der 1. und 6. Panzerdivision an. Diese haben mittlerweile Unterstützung durch die 269. Infanteriedivision und 36. ID (mot). erhalten.

Flak und schwere Artillerie sind zwischen den Feuerfronten in Stellung gegangen und vernichten in direktem Beschuß die Masse der von Kusznezow eingesetzten KW I und KW II. Über 209 Feindpanzer bleiben auf der Strecke, liegen brennend und qualmend auf dem Schlachtfeld. Aber auch die eigenen Verluste sind beträchtlich. Doch die Gefahr ist beseitigt, die Lage wieder hergestellt und – was das Wichtigste ist: Für das XLI. Panzerkorps ist der Weg frei zur Düna und nach Jakobsstadt. Beide deutschen Panzerkorps verfolgen wieder ihre operativen Ziele, wobei die 8. PD im Morgengrauen des 26. Juni bereits die große Fernstraße entlang rollt, die von Kowno nach Leningrad führt.

Um 7 Uhr erreicht die Vorausabteilung der 8. PD die

Vorstadt Kriva. Ein Sonderkommando der »Brandenburger« (Abwehr-Spezialtruppe) in russischen Uniformen fährt voraus, um die große Straßenbrücke im Handstreich zu nehmen und sie für die 8. Panzerdivision freizuhalten. Es geht mitten durch russische Lkw- und Pkw-Kolonnen. Der Mann, der dieses waghalsige Kommando anführt, ist Oberleutnant Knaak. Nur zwanzig Mann ist das »Himmelfahrtskommando« stark, verteilt auf zwei Lkw. Zwei Trupps, von denen der eine die Straßenbrücke, der andere die Eisenbahnbrücke in Besitz nehmen soll.

Eine ganze Weile merken die Russen gar nicht, was da unter ihren Augen vor sich geht. Dann wird die Brückenwache mißtrauisch und versucht die beiden Lkw zu stoppen. »Weiterfahren!« brüllt Oberleutnant Knaak dem Fahrer zu. Und der gibt Gas. Nun schöpft die Brückenwache natürlich Verdacht. Ein MG jagt einen Feuerstoß hinaus.

»Runter vom Wagen!« befiehlt Knaak. »Feuer frei!«

Maschinenpistolen bellen. Handgranaten explodieren. Der zweite Lkw rumpelt vorbei und rollt zur Eisenbahnbrücke ...

Im Nu sind die Sprengladungen an der Brücke entfernt. Aber dann passiert doch noch ein Mißgeschick. Versehentlich geht eine der Sprengladungen los und zerstört einen Teil der Brücke. Aber der Schaden ist nicht so groß, als daß er nicht repariert werden könnte. Die sich verzweifelt zur Wehr setzenden Rotarmisten der Brückenwache werden im Nahkampf niedergedrungen, der wachhabende Offizier kann gefangen genommen werden.

General Brandenburgs Panzer aber rasseln die Straße hinab und rollen über die Straßenbrücke in die Stadt Dünaburg hinein, vorbei an den »Brandenburgern«, die alle mehr oder minder schwer verletzt sind und ihren Kommandoführer, den Oberleutnant Knaak, verloren haben. Er ist tot. Eine Maschinenpistolengarbe hat sein Leben ausgelöscht, bevor der Oberleutnant die Ankunft der einmarschierenden Panzer

erleben konnte.

Um 8 Uhr erhält von Manstein den Funkspruch der 8. PD: »Handstreich auf Stadt und Brücken Dünaburg geglückt. Straßenbrücke unbeschädigt. Eisenbahnbrücke durch Sprengung leicht beschädigt, aber für Fahrzeuge passierbar.«

»Meine Herren, wir haben es geschafft!« sagt General von Manstein. »Nun heißt es, die Stadt unter allen Umständen zu halten. Die Russen werden nun versuchen, uns im Gegenstoß wieder hinauszuerwerfen.«

Manstein irrt sich. Die Russen unternehmen nichts. Zwar flackern da und dort Straßenkämpfe auf, aber das ist kein organisierter Widerstand. Einige Stunden lang schießt sowjetische Artillerie in die Stadt, greifen Bomber und Schlachtflugzeuge beide Brücken an, um diese doch noch zu zerstören, aber Flak und Messerschmitt-Jäger der Luftflotte 1 wehren sie ab, wobei es letzteren gelingt, ein halbes Dutzend russische Maschinen abzuschießen.

Ein Erfolg, den das Panzerkorps von Manstein errungen hat. Die strategisch wichtige Düna ist bezwungen, der Eisenbahnknotenpunkt Wilna-Leningrad fest in deutscher Hand, und die 8. PD sowie die 3. ID. (mot.) stehen am jenseitigen Dünaufer. Eine Sternstunde der Heeresgruppe Nord?

Noch ist es aber verfrüht, in Superlativen zu sprechen. Noch steht eine wichtige Entscheidung aus: der Ausgang des Kampfes der 18. deutschen Armee, die den Auftrag hat, Libau, die stark befestigte Stadt, im Handstreich zu nehmen. Libau, das einen eisfreien Hafen hat und eine der bedeutendsten Hafenstädte Lettlands darstellt, muß fallen, wenn die geplante Eroberung Leningrads Wirklichkeit werden soll.

Es ist die 291. Infanteriedivision, die Libau zu nehmen hat. Eine Aufgabe, die zu viel Blut und Schweiß kosten wird, wie sich sehr bald herausstellen sollte.

Schon am Abend des 24. Juni steht das IR 505 unter seinem Kommandeur Oberst Lohmeyer als Angriffsspitze der 291. ID vor der Stadt. Am 25. Juni unternimmt das Regiment, unterstützt von Matrosen der Marinestoßtruppabteilung Kapitänleutnant von Diest den ersten Versuch, über die schmale Landenge an die Festungswerke heranzukommen. Aber im Gegensatz zu Dünaburg sind die Sowjets in Libau fest entschlossen, keinen Meter Boden preiszugeben. Es kommt zu schwersten Kämpfen. Das IR 505 erleidet große Verluste und kann seine bisher erreichte Position nur mit viel Mühe verteidigen.

Die Division sieht die Lage zwar richtig und entschließt sich, die beiden anderen Regimenter zur Unterstützung des IR 505 heranzuholen, aber inzwischen handeln die Sowjets. Sie unternehmen einen Gegenstoß, bei dem sie auch Panzer und schwere Artillerie auf Selbstfahrlafette einsetzen. Einige Male gelingt es ihnen sogar, bis zu den deutschen Artilleriestellungen durchzustoßen, ein Beweis dafür, mit welcher Bravour sie zu kämpfen verstehen. Und nicht von ungefähr läßt Stalin Wochen später Tausende von Auszeichnungen und Orden an die »Verteidiger von Libau« verteilen und ernennt darüber hinaus vier Soldaten zu »Helden der Sowjetunion«.

Am 27. Juni kommt es dann zum massierten Ausbruchversuch. Vorübergehend gerät die 291. Infanteriedivision in schwere Krisen, und es sieht beinahe so aus, als müsse sie den Sturm auf Libau abbrechen und sich zurückziehen. Doch schließlich gelingt es den Männern des IR 505, in die südliche Befestigungszone von Libau einzudringen, sich festzusetzen und am nächsten Tag ihre Angriffe fortzuführen,

48 Stunden dauern die Straßen- und Häuserkämpfe. Feuersbrünste rasen durch die Stadt. Der Himmel ist schwarz von Rauch und Qualm, die Kriegsfurie rast. Jedes Haus wird

von den Rotarmisten und Rotbannermatrosen bis zur letzten Patrone verteidigt. Oberst Lohmeyer, der seine Bataillone dahinsinken sieht, muß Infanteriegeschütze und Pak in die vorderste Kampflinie ziehen, um die Widerstandsnester einzeln auszuschalten. Flammenwerfertrupps der Pioniere greifen versteckte MG-Nester an, setzen Straßenbarrikaden in Brand, damit die Infanterie wieder einige Meter vorankommt.

Erst am 29. Juni bricht der Widerstand in Libau zusammen. Tausende von Toten liegen auf den Straßen, in Granattrichtern, in den Kellern und Bunkern. »Ein schrecklicher Blutdunst lag über der Stadt«, schrieb ein Gefreiter an seine Eltern in Düsseldorf. »Ich kann Euch nicht sagen, wie furchtbar diese Kämpfe waren, und ich glaube, noch zwei oder drei Tage in dieser Hölle hätten wir nicht durchgestanden.«

Libau, die Seefeste, ist bezwungen, die 18. Armee hat nun auch ihren Sieg. Ein Sieg freilich, der mit immensen Blutopfern erkaufte werden mußte und der Führung und Truppe gelehrt hat, daß die sowjetische Führung bereit ist, Menschen und Material einzusetzen, wenn die taktischen Belange es erfordern. Und was noch gravierender ist: Der russische Soldat läßt sich willig opfern, wenn er richtig geführt wird, und daß es ihm nicht an Beispielen von Mut und Tapferkeit mangelt.

Mit den Erfolgen der 18. Armee und der beiden Panzerkorps sind die Voraussetzungen für den Angriff auf Leningrad geschaffen, wenn auch die 16. Armee unter Generaloberst Busch noch zirka 100 Kilometer zurückhängt. Aber der rechte Flügel der Heeresgruppe Nord braucht nicht unbedingt auf gleicher Höhe mit den anderen Armeen zu sein. Das Gebot der Stunde heißt vielmehr weitermarschieren und kämpfen, solange der Gegner nicht zur Entfaltung seiner vollen Kräfte gekommen ist. Zum anderen hat sich schon jetzt gezeigt, daß die Sowjets nur dann sehr gefährlich werden können, wenn sie die Zeit haben, entweder auf festen Plätzen zu kämpfen oder genügend Reserven heranzuführen können.

Es gab in jenen Tagen der ersten deutschen »Blitzsieg« wohl kaum einen Armeeführer oder Generalstäbler, der nicht fest damit rechnete, daß Hitler befehlen würde: »Weitermarschieren! Leningrad ist zu nehmen.«

Was aber entscheidet Hitler? Er übermittelt der Heeresgruppe Nord den Befehl: »Halt! Brückenkopf von Dünaburg verteidigen. Das Herankommen des linken Flügels der 16. Armee ist abzuwarten.«

Feldmarschall Ritter von Leeb, General von Manstein und Reinhardt sind fassungslos. Was ist los mit Hitler, ihrem obersten Befehlshaber? Begreift er denn nicht die einmalige Chance, die sich ihm bietet, Leningrad zu nehmen? Manstein führt ein erregtes Ferngespräch mit Feldmarschall von Leeb. Er beschwört diesen, Hitler klarzumachen, daß die beiden Panzerkorps unter keinen Umständen an Ort und Stelle verharren dürfen. Schon deshalb nicht, weil dann die offenen Flanken den Panzerkorps wirklich zum Verhängnis werden können. Ritter von Leeb tut, was er kann. Das Führerhauptquartier beharrt aber auf seinem Entschluß. Es wird nicht weitermarschiert!

Sechs Tage verharren die Korps. Kostbare Zeit verstreicht.

Als Generaloberst Kusznezow vom Halt der beiden deutschen Panzerkorps erfährt, springt er vom Stuhl auf und ruft: »Damit ist Leningrad gerettet. Die Deutschen werden diese Fehlentscheidung bitter büßen müssen.«

Kusznezow karrt an Reserven heran, was er nur irgendwie greifen kann. Aus dem Raum Pleskau, aus Minsk, aus Moskau, von wo laufend Transportzüge nach dem Westen rollen. Und er tut noch ein übriges: Er bringt seine zum Teil demoralisierten Truppen wieder auf Vordermann, und was mit das Wichtigste ist: Er läßt unter Heranziehung aller verfügbaren Reservekräfte die sogenannte Stalinlinie – bisher sträflich vernachlässigt – verteidigungsbereit machen. Sie soll für alle zukünftigen Operationen die »Korsettstange« sein, an ihr soll und muß die

deutsche Angriffswelle zerschellen.

Als Hitler schließlich am 2. Juli 1941 der Heeresgruppe Nord den Befehl erteilt: »Fernziel Leningrad ist unverzüglich weiter zu verfolgen«, ist es für eine rasche Entscheidungsschlacht zu spät. Im Norden ist die 2. Runde eingeläutet. Diesmal aber von den Sowjets.

*

Nicht ganz nach Wunsch verlaufen auch die Operationen bei der Heeresgruppe Süd.

Waren schon die Übergänge über Bug und San wahrhaftig kein Spaziergang, so zeigt sich jetzt, daß Generaloberst Kirponos nicht gewillt ist, die »Blitz-Strategie« der deutschen Führung hinzunehmen. Für die sowjetische Heeresgruppe »Südwestfront« gilt nach wie vor der Befehl des sowjetischen Oberkommandos, der da lautet: »Die Truppen haben sich mit allen Kräften und Mitteln auf die faschistischen Kräfte zu werfen und sie dort zu vernichten, wo sie die sowjetische Grenze überschritten haben.«

Die Sowjets nehmen diesen Befehl wörtlich. Sie räumen keinen Fußbreit Boden und lassen sich an vielen Stellen lieber totschießen, als sich zu ergeben. Es kommt zu grausamen und erbitterten Nahkämpfen, bei denen die deutschen Landser nicht immer die Überlegenen sind.

Blutige und überaus schwere Kämpfe haben beispielsweise die Divisionen der 6. Armee zu bestehen, die den linken Flügel der Heeresgruppe Süd bildet. Die 56. und 62. ID (XVII. AK) haben die Aufgabe, die Armee gegen den Pripjet abzuschirmen und im Angriff über Luboml auf Kowel vorzugehen.

Diesen beiden deutschen Infanteriedivisionen stehen vorerst Verbände der sowjetischen 40. und 87. Schützendivision gegenüber, die das verteidigungsgünstige Gelände äußerst geschickt ausnutzen. Darüber hinaus zeigen sich die

Rotarmisten als wahre Meister der Tarnung, die mit List und Improvisation immer wieder harte Schläge auszuteilen verstehen. Es ist ein Kampf, der sich in einer urwaldähnlichen Landschaft abspielt und die Landser zuerst einmal ratlos macht. Gewiß, ihre infanteristische Gruppen- und Einzelausbildung ist hervorragend. Aber deutsche Truppenübungsplätze sind nicht vergleichbar mit dem Gelände, durch das sich jetzt die deutschen Truppen hindurch würgen müssen.

Da gibt es kilometerbreite Sumpfstreifen, unregulierte Wasserläufe, tausende verfallener Baumstümpfe, stacheliges Gestrüpp, verfallene Panzehütten, Sumpfinseen.

In einer unvorstellbaren Bruthitze quälen sich die Kompanien voran. Teilweise bis zu den Hüften in brackigem Moorwasser, umschwirrt von Myriaden blutgieriger Stechmücken.

Eine grausame Urwaldlandschaft, in der ein Mensch unmöglich leben kann. Das meinen die Landser. Aber sie irren sich. Ausgerechnet in den unzugänglichsten Geländestellen haben die Russen ihre Verteidigungsstellungen errichtet. Sie sind offenbar immun gegen diese Unbilden der Natur, warten seelenruhig ab, bis die Deutschen kommen. Dann schlagen sie zu.

Eine verrottete Sumpfinsee, um die Mückenschwärme sirren, entpuppt sich plötzlich als gut gebauter Kampfstand.

Rasendes MG-Feuer empfängt die Deutschen, die durch den Sumpf waten. Eine russische Pak knallt mit Sprenggranaten in eine Kompanie, die sich gerade entfaltet. Schreie, Flüche, gurgelndes Moorwasser, in das die zu Tode getroffenen Infanteristen stürzen.

»Stelluuung! Feuer frei!« Befehle, Kommandos, die sinnlos sind, weil kein MG-Schütze in Stellung gehen kann. Im Stehen, aus der Hüfte heraus, wird das feindliche Feuer erwidert.

Die 9. Kompanie II. Bataillon der Regimentskampfgruppe Oberst Schier gerät auf solche Weise in einen tödlichen

Hinterhalt.

Trotz gewissenhafter Glasbeobachtung konnte im Angriffsstreifen des Bataillons kein Gegner ausgemacht werden. Darauf erteilte der Bataillonskommandeur der 9. Kompanie den Auftrag, weiter vorzustoßen.

Das Gelände voraus: Moor, Waldparzellen, Gestrüpp. Wie gehabt, denken die Landser. Weit und breit kein tierisches oder menschliches Leben. Außer Mücken, versteht sich. Die tummeln sich munter in der Bruthitze.

Es geht vorbei an Baumstümpfen, die seit Jahrhunderten verfaulen, dann gerät die Kompanie an einen Schilfstreifen. Ein Spähtrupp fühlt vor. Kommt zurück. »Kein Feind!« meldet der Spähtruppführer. Einige Landser lachen. »Die müßten ja auch verrückt sein, die Iwans, wenn sie hier eine Verteidigungslinie hätten.« Auch Oberleutnant Messemer, der Chef der 9. Kompanie, teilt diese Ansicht.

»Die Russen werden dort hinten am Waldrand sitzen«, äußert er sich gegenüber seinen Zugführern.

Der Waldrand ist noch gut anderthalb Kilometer entfernt und stellt eine Art Barriere nach Südwesten dar. Hier ist auch das Sumpfgebiet zu Ende, dieses schreckliche Kampfvorfeld, das keinen Verteidiger benötigt, weil es selbst eine Todesfalle ist.

So denken die Landser, so denken die Zugführer, und auch Oberleutnant Messemer.

Wenige Minuten später erleben sie die Hölle. Schlagartig prasselt aus allen Richtungen MG-Feuer in die Kompanie. Russische Scharfschützen, die sich in den Baumstümpfen verborgen gehalten hatten, eröffnen aus kürzester Entfernung das Feuer.

Die Kompanie des Oberleutnants Messemer sitzt in der Falle. Die russische HKL (Hauptkampflinie) verläuft nicht, wie angenommen, am Waldrand, sondern geht mitten durch den Sumpf, und sie besteht aus Dutzenden raffiniert getarnter MG-Stützpunkte und Scharfschützennester.

Die 9. Kompanie kommt aus der tödlichen Falle nicht mehr heraus, sie wird zusammengeschossen, von Scharfschützen erledigt, in Panik gestürzt. Ganze sieben Mann überleben das schreckliche Gemetzel im Sumpf.

Erst als Artillerie und Granatwerfer die feindlichen Stellungen über eine Stunde lang unter Feuer nehmen, weichen die Sowjets zum Waldrand aus, um sich hier erneut festzusetzen: in vorbereitete Auffangstellungen.

Diese Art der Kampfführung zwingt die 6. Armee, den Befehl zu geben, wo immer es möglich ist, sogenannte »feste Plätze« des Gegners zu umgehen. Das aber kostet Zeit, viel Zeit.

Trotzdem gelingt es der 56. und 62. ID, 14 Kilometer tief ins feindliche Befestigungsfeld vorzustoßen. Vom »Blitz« kann keine Rede mehr sein.

Und wie steht es mittlerweile an der Front bei Przemysl? Hier liegt die 101. leichte Division des Generalmajors Marcks, deren Aufgabe es ist, den San zu überwinden und den russischen Teil der Festung zu erobern.

Diese Operation ist von großer Bedeutung, denn nur wenn es gelingt, Przemysl niederzukämpfen und auf Lemberg vorzustoßen, kann auch das XLIV. Gebirgs-AK in Gang gesetzt werden.

Nach einem Artilleriefeuerschlag auf die russischen Kasernen setzen ein Leutnant und neun Mann mit einem Floßsack über den San, um die »Lage zu peilen«. Der Spähtrupp erreicht auch das jenseitige Ufer, ohne daß er Feuer erhält. Daraufhin wird das ganze Manöver wiederholt. Diesmal setzt eine ganze Kompanie des IR 228 über den Fluß und gewinnt die taktisch wichtige Höhe 352, von der aus sich ein guter Blick in die feindlichen Feldstellungen bietet. Noch immer rührt sich beim Russen nichts. Merkwürdig ist das. Ob die Sowjets ihre Stadtrandstellungen geräumt haben und nach

Osten ausgewichen sind?

Nun, die Nagelprobe wird die Erstürmung der Eisenbahnbrücke von Przemysl sein, denn ohne diese Brücke kann die 101. leichte Division den San nicht überwinden.

Es ist 9 Uhr morgens, als der Pionierzug des III. Bataillons, IR 228, nach kurzer Granatwerfervorbereitung überraschend die Eisenbahnbrücke stürmt. Der Gefreite Selzer kann das Zündkabel auf der Brücke entdecken und dieses durchtrennen. Damit ist die Brücke erst einmal gerettet.

»Los, weiter ans andere Brückenende«, ruft der Pionierzugführer, ein Leutnant, seinen Männern zu.

Das war sein letzter Befehl. Wie auf Kommando eröffnen russische Scharfschützen aus den Häusern am jenseitigen Flußufer das Feuer auf den Pionierzug. Der Leutnant fällt als erster, ein Kopfschuß streckt ihn auf das Gleis. Minuten später sind auch die anderen tot. Den gut postierten russischen Scharfschützen entgeht keiner.

Noch einmal fahren die Batterien des IR 228 auf und nehmen die jenseitige Häuserfront unter schweren Beschuß, dann stürmt das III. Bataillon IR 228 ohne Rücksicht auf Verluste über die Eisenbahnbrücke und dringt nach erbitterten Nahkämpfen in die russischen Uferstellungen ein –, um am Abend wieder aus diesen hinauszufiegen, nachdem die Sowjets ein ganzes Regiment in den Einsatz bringen.

Es tut sich allerlei an der Südfront, nachdem Marschall Timoschenko am 23. Juni den Oberbefehl über die Rote Armee übernommen hatte und sich mit Nachdruck für sofortige Gegenoperationen bei der Heeresgruppe Südwest einsetzte.

Die angelaufenen sowjetischen Angriffe gegen die deutsche Heeresgruppe Süd sind geschickt gegen die vorgeprellten deutschen Divisionen gerichtet, wobei die Sowjets folgende Taktik verfolgen: die Spitzenverbände – und hier vor allem die Panzer – durchlassen, dann mit Kavallerie und eigenen Panzern

den nachfolgenden Schützen und Infanteristen das Leben zur Hölle machen.

Das Ergebnis dieser Taktik ist, daß die deutschen Panzer an mehreren Stellen wieder umkehren müssen, um eingeschlossene Infanterieteile freizukämpfen. Daß dadurch vorübergehend ernste Krisen eintreten, ist nicht verwunderlich.

Die Panzergruppe 1 aber hat mit ihrem III. und XLVIII. motorisierten Armeekorps den Durchbruch bei Wladimir-Wolynsk geschafft und die feindliche Front zerrissen. Unaufhaltsam stürmen die beiden Korps nach Osten.

Generaloberst Kirponos hat inzwischen kampfkraftige Panzer- und Artillerieverbände herangeholt. Seinen ersten Schlag führt er gegen das III. AK.-mot. Allerdings nur mit den schwächeren Kampfwagentypen. Die Panzergiganten behält sich Kirponos noch in Reserve, um sie einen Tag später an anderer Stelle einzusetzen.

Angriffsziel der im Raume des III. AK.-mot. geführten Panzerangriffe ist die dem Korps weit vorausseilende 14. deutsche Panzerdivision des Generalmajors Kühn.

Zum Glück betreibt die 14. PD weitgefächerte Mot.-Aufklärung, so daß ihr das Herannahen der sowjetischen Panzerarmada nicht verborgen bleibt. Die Panzerspähtruppen sind dauernd auf Achse und melden jede Feindbewegung.

Am 24. Juni trifft bei der 14. PD der Funkspruch eines Achtrad-Spähtrupps ein. Er lautet: »Stärkerer feindlicher Panzerverband im Anmarsch auf Ortschaft Alexandrowka.«

Da der Ort in der direkten Marschrichtung der 14. PD liegt, ist der Zusammenprall unvermeidlich. Ein Achtrad- und ein Vierradspähtrupp werden losgeschickt, um die feindliche Panzerstreitmacht »abzutasten« und die Panzertypen festzustellen. Der Achtradspähtrupp wird von Norden, der »Vierrad« von Süden angesetzt. Aufklärungsziel: Ortschaft Alexandrowka und Umgebung in östlicher Richtung.

Obwohl beide Spähtruppführer erfahrene Leute sind, gelingt

es dem Achtradspährupp nicht, an die Ortschaft heranzukommen. Er wird abgewiesen. Russische Pak beschießt den Spährupp vom Ortsrand her. Die beiden »Achtrad« müssen sich zurückziehen.

Mehr Glück hat der Vierradspährupp des Feldwebels Steger. Dieser kann sich mit seinen zwei Kanonenwagen und dem Funkwagen bis auf 800 Meter an Alexandrowka heranpirschen und neben einer Getreidemiete in einem Maisfeld unterziehen.

Was die Spähruppleute sehen, verschlägt ihnen den Atem. Eine riesige Kolonne sowjetischer Panzer und Schützenpanzerwagen rollt auf die Ortschaft zu, die bereits von einer Vorausabteilung besetzt und gesichert wird.

Die russische Panzerkolonne ist ungefähr anderthalb Kilometer lang, die Panzer und Schützenpanzerwagen fahren Staubabstand. Ein Vorteil für Feldwebel Steger und seine Männer, denn dadurch können sie die Anzahl der Panzer mühelos feststellen.

Mit Feldwebel Steger zählt dessen Kanonenschütze, der Obergefreite Rudi Bauer, die sowjetischen Kampfwagen. Es sind über 100 Panzer.

»Type?« fragt Steger, der durch das Glas beobachtet.

»Einwandfrei T 26 und BT 7«, antwortet der Obergefreite, der durch die Zieloptik blickt.

»Stimmt genau. Haben es verdammt eilig. Die wollen wohl noch vor Einbruch der Dämmerung in der Ortschaft sein«, sinniert Steger. Er könnte nicht gerade behaupten, daß er sich besonders wohl in seiner Haut fühlen würde. Andererseits fasziniert ihn die Szenerie und läßt sein Herz schneller schlagen. Wann bekommt man schon so etwas zu sehen, und vor allem: Wann bietet sich einem Spährupp die Möglichkeit, eine solche dicke Meldung absetzen zu können?

»Ich hab sie noch mal gezählt, Herr Feldwebel«, sagt in diesem Augenblick Stegers Schütze, »es sind einhundertsieben

Panzer und vierzehn Schützenpanzerwagen. Ein ganzes Panzerregiment. Wenn wir das der Division melden, glauben die uns bestimmt nicht und halten uns für verrückt.«

»Möglich ist alles«, erwidert Steger und beobachtet weiter. Die feindliche Panzerkolonne fährt wie die Feuerwehr. Die Russen scheinen es wirklich eilig zu haben, in die Ortschaft zu kommen. Eine Vorausgruppe von zirka zwanzig Panzern rollt eben in die Ortschaft.

»Mal sehen, was jetzt passiert«, meint Feldwebel Steger.

Es wird sich nun zeigen, ob Alexandrowka das Marschziel der russischen Panzer ist, oder ob diese noch weiter ostwärts vorstoßen werden.

Die Vorausgruppe wirbelt mächtig Staub auf. Dann tritt das ein, was Steger geahnt hat. Die Panzer beziehen eine Ortssicherung. Damit ist klar, daß das Gros entweder in der Ortschaft oder aber in der näheren Umgebung unterziehen wird. Wahrscheinlich um Sprit zu fassen, denn so wie die Panzer aussehen, müssen sie schon eine ganze Weile unterwegs sein. Einige der BT 7 – Steger kann es im Fernglas deutlich erkennen – haben noch Tarnung aus einer anderen Gegend.

Da Steger damit rechnen muß, daß die Sowjets voraussichtlich eine räumlich begrenzte Gefechtsaufklärung betreiben werden und mit der Entdeckung des Spähtrupps gerechnet werden muß, setzt der Feldwebel folgenden Funkspruch an die 14. PD ab:

– 17.45 Uhr eigener Standpunkt Maisfeld hart südwärts Alexandrowka – 107 T 26 und BT 7 sowie 14 Schützenpanzerwagen im Anmarsch auf Ortschaft – Entfernung zirka 1,5 Kilometer. Feindlicher Voraustrupp hat Alexandrowka erreicht und hat Ortssicherung bezogen – beobachte weiter – Ende. –

Der Funker verschlüsselt den Spruch und tickt ihn dann in den Äther. Als er fertig ist, ruft er in den Turm: »Was meinen

Sie, Herr Feldwebel, ob uns die Division diesen Spruch abnimmt?»

»Warten wir's ab«, antwortet Steger.

Zehn Minuten darauf, die erste Kolonne der Panzerstreitmacht rollt eben in die Ortschaft, eine zweite schert nach Norden aus und verschwindet in einem Roggenfeld, kommt die Antwort der Division. Sie lautet kurz und bündig: »Zurückkommen an Ausgangsort. Ende.«

»Na, was sagte ich? Die trauen uns nicht«, äußert Stegers Schütze und grinst boshaft.

»Klappe!« herrscht ihn der Feldwebel an und befiehlt das Absetzen. »Reihenfolge: Funkwagen, Kanonenwagen Pirsch, dann wir. Los, vorwärts. Hintereinander fahren. Ich übernehme Feuerschutz.«

Die Russen sind wachsam. Kaum fährt der Kanonenwagen von Unteroffizier Pirsch hinter dem Funkwagen her, knallt es zweimal: Pak! Die Granaten schlagen einige Meter links von Pirschs »Vierrad« in den Boden.

Feldwebel Steger weiß, was die Stunde geschlagen hat. Er zündet zwei Nebeltöpfe und schleudert sie weit aus dem Turm. Die Dinger funktionieren, was nicht immer selbstverständlich ist.

»Ein Magazin auf die Pak am Ortsrand«, befiehlt dann der Feldwebel seinem Schützen. »Los, beeil dich, Mann!«

Rudi Bauer hat die Pak bereits anvisiert. Entfernung: achthundert. Er drückt auf den Fußabzug. Die 2-cm-KwK (Kampfwagenkanone) schießt Dauerfeuer. Die Schüsse liegen gut. Rings um die Pak schlagen die Geschosse in den Boden. Steger kann durch den langsam sich ausbreitenden Nebel gerade noch erkennen, wie die Pak-Bedienung zur Seite flitzt und sich in Deckung wirft.

»Zurückstoßen! Marsch!« brüllt Steger seinem Fahrer zu.

Der Schußwechsel hat die Russen in der Ortschaft aufgeschreckt. Es knallt aus allen Richtungen, und dann hört

Steger das Aufheulen mehrerer Panzermotoren.

Aha, denkt er, jetzt schicken sie uns auch noch ein paar leichte Panzer hinterher. Aber die geländegängigen Spähwagen sind schneller als die drei T 26, die hinter den Deutschen herfahren, aber höchstens 30 km/h aus ihren Mühlen herausbringen.

Stegers Spähtrupp kann die russischen Panzer mühelos abhängen, die nun hinter den Panzerspähwagen herschießen, ohne diese jedoch gefährden zu können.

Um 18.25 Uhr trifft der Spähtrupp Steger wohlbehalten im Divisionsgefechtsstand ein und meldet sich beim Ia, der Steger nur kurz auf die Schulter klopft und meint: »Gut gemacht, Steger. Ich habe Sie zurückgeholt, weil das Panzerregiment 36«, der Ia blickt kurz auf die Uhr, »in diesem Augenblick Alexandrowka angreift.«

Wie zur Bestätigung seiner Worte ertönt aus östlicher Richtung heftiger Gefechtslärm. Die erste Panzerschlacht des III. AK. (mot.) auf russischem Boden hat begonnen. Sie dauert die ganze Nacht hindurch.

Erst im Morgengrauen des 25. Juni ebbt der gewaltige Kampflärm ab. Sieger in diesem Panzerduell blieb das Panzerregiment 36, dessen I. Abteilung unter Major von Peter 156 feindliche Kampfwagen abschoß. Damit ist der Weg nach Luzk frei, das am selben Tag nach heftigen, aber kurzen Kämpfen genommen werden kann. Pech hat die Aufklärungsabteilung der 14. Panzerdivision allerdings mit der Brücke über den Styr. Der Pionierzug, verstärkt durch vier schwere Panzerspähwagen, kommt um Minuten zu spät. Die Russen jagen die Styrbrücke von Luzk in die Luft.

Die Panzerschlacht bei Alexandrowka ist aber nur eine Art Vorspiel der bevorstehenden Kämpfe im Raum des XLVIII. AK., das ein Loch durch die sowjetischen Verteidigungslinien geschlagen hat und in einem Zug bis nach Dubno kommt. Ein Erfolg des Armeekorps und eine schwere Niederlage für

Generaloberst Kirponos, denn zwischen der 5. und 6. sowjetischen Armee klafft nun eine gefährliche Lücke von rund 50 Kilometern.

Es war die 11. Panzerdivision unter Generalmajor Crüwell, die als Spitzendivision des XLVIII. AK. (mot.) diesen gewagten Vorstoß durchgeführt hat. Nun steht die 11. PD aber weit vorgeprellt im russischen Hinterland. Die Infanteriedivisionen hängen nach und müssen sich mit versprengten Teilen russischer Kavallerie- und Infanterieverbände auseinandersetzen.

Generaloberst Kirponos, der seine vier Armeen tief gestaffelt hat, behält jedoch die Übersicht. Er wirft in Eilmärschen seine mechanisierten Korps – VIII., IX. und XIX. – in den Kampf und dreht sie von Süden nach Norden ein.

Marschall Timoschenko hat Kirponos wissen lassen, daß die deutsche Panzergruppe 1 nicht nur zum Stehen gebracht werden müsse, sondern »mit allen Ihnen zur Verfügung stehenden Mitteln« zu vernichten sei.

Wörtlich heißt es in dem Funkspruch Timoschenkos an Generaloberst Kirponos:

»Sorgen Sie dafür, daß die 11. und 16. deutsche Panzerdivision zerschlagen wird. Werfen Sie alles, was Sie haben, in den Kampf.«

Nun, Kirponos hat eine ganze Menge, um den Deutschen die Hölle heiß zu machen. Der Verlust der 156 Panzer bei Alexandrowka beeindruckt den sowjetischen Generalobersten nur wenig. Diese Panzerstreitmacht bestand ohnehin aus alten Modellen, die so oder so aus dem Verkehr hätten gezogen werden müssen. Wenn die Deutschen geglaubt haben sollten, diese Panzer wären alles, was die Rote Armee ins Gefecht schicken kann, sollten sie sich wundern.

Kirponos zögert keinen Augenblick, die Masse der noch zurückgehaltenen überschweren Panzer, die KW I und II sowie die Kolosse in Gestalt von Woroschilow-Tanks mit ihren fünf

drehbaren Türmen in die Schlacht zu werfen. Und noch eine Überraschung hat Kirponos bereit: den bisher noch nicht eingesetzten und streng geheimgehaltenen T 34, dessen Steckbrief allein jedem Gegner Angst und Schrecken einflößen mußte: 6 Meter Länge, 3 Meter Breite und nur 2,5 Meter hoch, ist dieser 26 Tonnen schwere Kampfwagen mit seiner 7,62-cm-Kanone und der 45-mm-Panzerung, den breiten Ketten und stark abgeschrägten Flächen die Überraschung auf dem russischen Kriegsschauplatz. Der T 34 ist außerdem der einzige »schlammgängige« Panzer der Roten Armee, für den es so gut wie keine Geländehindernisse gibt. Ein Allroundpanzer, der selbst dort noch eingesetzt werden kann, wo sonst keine motorisierten Fahrzeuge mehr vorankommen.

Diesen neuen Jagd- und Kampfwagen schickt nun Generaloberst Kirponos ins Gefecht. Der T 34 soll die 16. deutsche Panzerdivision (Generalmajor Hube) aus der Flanke packen und zusammenschlagen, während Kräfte des VIII. und IX. mechanisierten Korps die 11. deutsche Panzerdivision von ihren rückwärtigen Verbindungen abschneiden sollen. Dicht hinter den schnellen und ungemein beweglichen T-34-Rudeln rollen die schweren Woroschilow-Tanks sowie KW I und KW II. Sie haben etwas Zeit, es genügt, wenn sie unterstützend in das Panzerduell eingreifen, also vier, fünf Stunden nach Eröffnung der Schlacht.

»In drei Tagen müssen wir die Deutschen geschlagen haben«, äußerte sich Kirponos gegenüber seinen Regimentskommandeuren und Brigadeführern.

Er verschätzte sich nur um einen Tag. Die Panzerschlacht bei Dubno dauerte genau vier Tage.

Es würde den Rahmen dieses Bandes sprengen, näher auf das Duell der Giganten einzugehen. Nur soviel sei gesagt: Es war eine Schlacht der großen Superlative und – Überraschungen.

Als die 16. PD zahlreiche Meldungen der operativen

Aufklärung erhielt, daß sich eine gewaltige Panzerstreitmacht näherte, zog Generalmajor Hube die einzig mögliche Konsequenz: Er befahl der Division, sich einzuigeln. Die Panzerjägerabteilungen wurden vorgezogen und in Stellung gebracht. Dahinter bauten sich die Infanteriegeschütze auf, abgeschildert von den Männern der Schützenregimenter. Und im Kern des Igels standen die Panzer. Abrufbereit, um dort eingesetzt zu werden, wo sich feindliche Angriffsschwerpunkte ergeben würden.

So waren denn die Panzerjäger die ersten, die mit den T 34 in Berührung kamen.

Anfänglich gaben sich die Panzerjäger gelassen und zuversichtlich. Sie hatten Vertrauen zu ihren 3,7-cm-Geschützen und ihrem eigenen Können.

Es war gegen neun Uhr am Morgen des 25. Juni, als sich südostwärts von Dubno eine gewaltige Staubwolke näherte.

Panzeralarm! Alles an die Geschütze! Stahlmantelgeschosse einlegen!

Bei den Panzerjägern waren auch einige Beobachter des Panzerregiments und VB (vorgeschiebende Beobachter) der Divisionsartillerie. Letztere deshalb, weil man versuchen wollte, den feindlichen Panzerkeil durch zusammengefaßtes Feuer auseinanderzusprengen.

Doch dazu kommt es nicht. Aus der riesigen Staubwolke schälen sich russische Panzer, rollen breitgefächert, tiefgestaffelt aber auch in kleinere Stoßkeile gegliedert, auf die Front der Panzerjägerabteilung 16 zu. Mit Artillerie ist da nicht viel zu machen, der Streubereich wäre viel zu groß. Das Vorgefecht müssen schon die Panzerjäger allein durchstehen, da hilft nun einmal nichts.

Und nun beginnt das Drama!

Die erste Überraschung ist die: Diese russischen Panzer kennt man nicht. Sie waren in keinem Panzererkennungsdienst verzeichnet oder abgebildet. Ungewöhnlich ist vor allem ihre

Schnelligkeit und Geländegängigkeit.

Ungewöhnlich auch die Bauart, die kraftvolle Silhouette des schräg nach hinten verlaufenden Turms, die Armierung. Alles in allem: Dieser Tank ist ein gefährlicher Feind. Flach, wendig, mit geringen Auftreffwinkeln und der entsprechenden PS-Zahl unterm Heck.

»So 'n Ding, so 'n Ding«, stammelt der Gefreite Raufeger, Richtschütze beim 1. Zug, Panzerjägerkompanie.4. Er friert plötzlich, trotz der 30 Grad im Schatten. Es ist die Angst, die ihn schüttelt.

»Feuer! Feuer!« brüllt Raufegers Geschützführer, der Unteroffizier Kiemholz.

Raufeger fummelt an der Richtmaschine. Doch er kriegt das Fadenkreuz nicht dorthin, wo er es haben will: unter den Bug, wenige Zentimeter unter den Bug.

»Feuer!« gellt es die Pak-Front entlang. »Feuer! Feuer!«

Es sind noch 500 Meter, welche die Panzer von den Pak trennen.

»So schieß doch endlich«, schreit Kiemholz aufgefegt und stößt den rechten Arm in die Luft.

Rums! macht die 3,7-cm-Kanone. Dutzendfach bellen die Abschüsse, harte Schläge, aufblitzende Mündungsfeuer.

»Treffer! Treffer!«

Na also, endlich! Nicht ein einziger Schuß geht daneben. Trotzdem rollen die unbekannten Panzer weiter. Die 3,7-cm-Granaten tun ihnen nichts, flutschen kreischend als Abpraller in die Luft.

»Entfernung dreihundert. Feuer!«

Dasselbe Bild. Treffer und nochmals Treffer. Keine Wirkung.

»Entfernung zweihundert. Feuer!«

Die Pak schießt laufend. Keuchende, fluchende, auch vor Angst schlotternde Soldaten. Aber keiner rennt davon. Wut hat sie gepackt. Sie wollen es einfach nicht glauben, daß ihre

bisher so bewährte Kanone keinen Erfolg haben soll.

»Auf die Ketten!«

»Feuer!«

»Untern Turmdrehkranz. Feuer!«

Ein Granathagel prasselt den russischen Panzern entgegen.

Da! Einer der Tanks bleibt stehen, ruckt vor, zurück. Die linke Gleiskette wickelt sich ab.

Raufeger hat jetzt wieder die Ruhe weg, kann ohne Händezittern die Richtmaschine bedienen, und er kriegt das Fadenkreuz genau unter den Drehkranz. Bei einer Entfernung von 80 Metern. Scheunentorgroß ist der Panzerbug in die Zielrichtung geglitten. Die »Dreisieben« feuert. »Jetzt hat es ihn«, brüllt neben Raufeger Unteroffizier Kiemholz.

Der Panzerturm klemmt, man sieht es ganz deutlich. Zwar versucht der Panzerschütze, den eingeklemmten Turm mit Handbetrieb wieder in Bewegung zu setzen, aber es geht nicht. Das lange Rohr der 7,62 cm-Kanone zeigt halbschräg nach oben.

»Verpaß ihm noch einen, schnell, schnell«, keucht der Geschützführer. »Halt auf das Fahrerluk, Raufeger.«

Aber dazu kommt Raufeger nicht, denn der Russenpanzer macht einen mächtigen Satz nach vorn. Die Motoren heulen. Aus dem Auspuff schießt eine grellrote Flamme. Nun rollt der Panzer direkt auf Raufegers Geschütz zu.

»Nach rechts und links und volle Deckung!«

Die Geschützbedienung hechtet von der Kanone weg, rollt sich ab. Und da kracht und splittert es schon. Der Panzer zermalmt das Geschütz wie eine Streichholzschachtel, macht Schrott daraus. Es hört sich an, als ob ein Hund einen harten Knochen zerbeißt.

Die heißen Auspuffgase, der Gestank des Treibstoffs verpesten die Luft. Das Rasseln und Kreischen der Gleisketten malträtiert die Trommelfelle.

Alle sind sie fertig mit den Nerven. Nur einer nicht. Das ist

Unteroffizier Kiemholz.

Er hat plötzlich eine geballte Ladung in der Faust und spurtet hinter dem lädierten Russenpanzer her, holt ihn ein und schmeißt die mit Draht zusammengebundenen Handgranaten dem Tank hinten aufs Heck.

Kiemholz springt zur Seite, wirft sich zu Boden, rollt sich noch ein paar Meter ab. Zwei schmetternde Explosionen. Der Motor des Panzers hat Feuer gefangen. Das benzinüberschwemmte Heck brennt wie eine Fackel. Und wieder Explosionen, öliger Qualm. Schreie aus dem Kampfraum des Panzers. Dann eine große Explosion, die den Turm abhebt und durch die Luft schleudert...

Im ersten Anrollen haben die neuen sowjetischen Panzer die Pak-Front der 16. PD überrannt und stoßen nun weiter vor, gegen den zweiten Verteidigungsriegel, in dem die Infanteriegeschütze in Stellung gegangen sind. Die Panzer rollen. Ohne ein bestimmtes Angriffskonzept. Hier wird ganz einfach nach der Methode verfahren: Genügend Stahl walzt jeden Widerstand nieder.

So etwas geht zwar manchmal gut, nicht aber bei diesem Gegner.

Generalmajor Hube, der den Massenangriff der russischen Panzer in vorderster Linie aus seinem Gefechtspanzer beobachtet, hat sofort erkannt, daß diese neuartigen Panzerkolosse eine gefährliche Waffe sind, aber offenbar gewisse technische Mängel haben. Zum Beispiel das Fehlen eines Rundblicks. Besser gesagt: Diesen Panzern fehlt die Kommandantenkuppel, durch die der Panzerführer nach allen Seiten blicken kann.

Derselben Meinung ist auch der Kommandeur des Panzerregiments der 16. PD, Oberstleutnant Sieckenius. Er begegnet der Taktik des sturen Masseneinsatzes mit jener der beweglichen Kampfführung. So ergibt sich das groteske Bild,

daß die nun eingesetzten Panzer III und IV – die zweifellos unterlegen sind – mitten zwischen die russischen Pulk rumpeln, rochieren und aus kürzester Entfernung ihre Granaten aus den Rohren jagen.

In dem scheinbar heillosen Durcheinander kommt es oft zu Kollisionen. Deutsche und russische Kampfwagen prallen aufeinander, rammen sich. Es ist der reine Irrsinn. Denkt man! In Wirklichkeit ist diese Taktik die einzige Alternative. Die waffentechnische Unterlegenheit wird durch Einfallsreichtum wettgemacht. Die Sowjets besitzen in dieser ersten Entscheidungsschlacht zwar den besseren Kampfwagen, die Deutschen aber die besser ausgebildeten Soldaten. Das zeigt sich auch wenige Stunden später, als Kirponos seine überschweren Panzer ins Gefecht schickt, diese Schlachtschiffe auf Gleisketten, die Angst und Schrecken verbreiten sollen, und es auch tun, bis die Männer des Panzerregiments erkennen, daß selbst so ein dicker Brocken verwundbar ist.

Trotzdem: Die Kämpfe bei und um Dubno dauern ganze vier Tage und Nächte an, wobei für die 11. und 16. deutsche Panzerdivision etliche Male kritische Phasen entstehen. So, als beispielsweise das Panzerregiment 2 in eine Falle gerät, eingekesselt wird und erst durch die Schützenbrigade des Obersten Wagner wieder entlastet werden kann.

Als am 28. Juni die Kämpfe schließlich abflauen, hat der Gegner 215 Panzer verloren. Darunter fast alle überschweren Kampfwagen und mehr als die Hälfte aller eingesetzten T 34, deren Premiere so hoffnungsvoll begann und doch in einer schweren Niederlage endete.

Generalmajor Hube soll nach dem Kampf gesagt haben: »Unsere Männer in diesen T 34, und wir würden bis Moskau rollen.«

Kämpfe mit derselben Härte sind zu dieser Zeit auch im Lemberger Frontbogen entbrannt. Das IV. Armeekorps hat südwestlich Rawa-Ruska Raum gewonnen und stößt bei

Niemirow überraschend durch eine sowjetische Frontlücke. Gegen diesen Angriffskeil wirft Kirponos zwar sofort drei Schützendivisionen (4., 97. und 159.) und die 3. Kavalleriedivision, aber diese erreichen nichts. Alle Angriffe können vom IV. AK abgewiesen werden.

Nun erst gibt Generaloberst Kirponos die Schlacht verloren. Er befiehlt die Räumung von Rawa-Ruska und den Rückzug auf die Linie Korosten-Nowograd-Wolynski-Proskurow. Damit hat die Rote Armee im Süden die entscheidenden Grenzschlachten verloren.

Am 29. Juni erwähnt das Oberkommando der Wehrmacht in einer Sondermeldung die Erfolge der Heeresgruppe Süd und faßt dies folgendermaßen zusammen:

»Gegen besonders ausgesuchte Verbände der Sowjetarmee fand der Kampf auf dem Frontabschnitt südlich der Pripjetsümpfe statt. In zähen, heldenhaften Angriffen wurden westlich Lemberg stärkste und neuzeitlichste Befestigungen bezwungen. Unsere Truppen sind jetzt in siegreichem Vordringen auf Lemberg selbst. Nördlich davon kämpfen sich deutsche Panzerdivisionen über Luzk nach Osten vorwärts. Wie an anderen Frontabschnitten, so hat besonders auch hier die Luftwaffe durch ihre Aufklärung zum siegreichen Vormarsch unseres Heeres beigetragen. Die Verluste sind auf gegnerischer Seite ungeheuerlich.«

Man sieht, wie allgemein amtliche Erklärungen gehalten sind. Nichts vom neuen Panzertyp T 34, nichts von der Dramatik der Panzerschlacht bei Dubno. Der T 34 findet nicht einmal in der Lagebeurteilung der Heeresgruppe Süd IA Nr. 1569/41 Erwähnung. Es wird darin nur die Feststellung getroffen:

»... Bestreben der sowjetischen Führung, den deutschen operativen Durchbruch mit der Überlegenheit an Zahl im frontalen Abringen der Kräfte zu begegnen, die Stoßkraft des Angreifers zu lähmen und seine durchgebrochenen Teile in der

Tiefe gewissermaßen aufzusaugen...«

Die sowjetische Strategie der Grenzlandkämpfe ist also erkannt worden. In Erkenntnis dieser sowjetischen Methode löst nun die Heeresgruppe am selben Tag (29.6.) das Unterstellungsverhältnis der Panzergruppe 1 unter dem AK 6. Die Panzergruppe soll ihre Bewegungsfreiheit erhalten, nachdem die rückläufigen Bewegungen erkannt sind und die 6. Armee ihr Augenmerk vornehmlich nach Norden richtet.

*

So die Lage aus deutscher Sicht. Im Prinzip wird sie richtig gesehen, dennoch hat sie einen Fehler. Denn das, was man deutscherseits als gezielte Verteidigungsoperationen der Sowjets betrachtet, sind in Wirklichkeit verzweifelte und meist auch zusammenhanglose Einzelaktionen gewisser russischer Armeeführer, ohne die Spur einer einheitlichen Verteidigungskonzeption.

Den Beweis hierfür erbringen die Tagebuchaufzeichnungen Rokossowskis. Es sind erschütternde, aber auch aufschlußreiche Dokumentationen.

»26. Juni 1941. Das Korps führt auf Befehl des Oberbefehlshabers der Armee, Potapow, einen Gegenstoß in Richtung Dubno. In derselben Richtung tritt links von uns auch das 19. mechanisierte Korps zum Angriff an, während General Kondrussew rechts vorstößt. Niemand ist beauftragt, die Handlungen der drei Korps zu koordinieren. Sie treten getrennt und ohne gegenseitige Absprache zum Gefecht an. Dabei werden weder der Zustand der Truppe berücksichtigt, die sich bereits zwei Tage lang gegen einen starken Gegner geschlagen hatte, noch ihre Entfernung vom wahrscheinlichen Raum der Begegnung mit ihm...«

Einen Tag später.

»27. Juni 1941. Immer noch keine Verbindung zu den

Nachbarn. Trotzdem erfahre ich, daß das 22. mechanisierte Korps von starken Kräften angegriffen und zurückgeworfen wurde. General Kondrussew ist gefallen. An seiner Stelle führt angeblich der Chef des Stabes, Tamrutschi, nun das Korps. Auch unser linker Nachbar – das 19. Korps – soll dem Vernehmen nach nicht zum Angreifen gekommen sein.»

An diesem 27. Juni kommt gegen Abend der Kommandeur einer Panzerdivision des 22. mechanisierten Korps völlig aufgelöst im Gefechtsstand Rokossowskis an. Der Mann, ein Oberst, scheint mit den Nerven am Ende zu sein. Er stottert etwas von »zweiundzwanzigstes Korps hat aufgehört zu existieren... völliger Untergang...«

Hier fällt ihm Rokossowski brüsk ins Wort und schreit ihn an: »Hören Sie sofort auf, vom Untergang des Korps zu faseln! Das zweiundzwanzigste Korps kämpft; ich habe eben mit General Tamrutschi gesprochen.

Machen Sie sich gefälligst auf die Suche nach Ihren Truppenteilen und schließen Sie sich Tamrutschi an.«

Als sich Rokossowski kurz darauf mit einer Gruppe von Stabsoffizieren auf eine Höhe begibt, die in den Stellungen der 20. Panzerdivision lag, kann er beobachten, wie sich aus Dubno riesige Kolonnen von Kraftfahrzeugen, Panzern und Artillerie der Deutschen in Richtung Kowno bewegen. Auch vom Süden her schieben sich immer neue Massen heran.

Offenbar hatte der Kommandeur der Panzerdivision das gleiche Bild gesehen und – war einfach davongelaufen.

An einer anderen Stelle seiner Aufzeichnungen beklagt sich Rokossowski bitter über das mangelhafte oder gar nicht existierende Nachrichtensystem. Wörtliches Zitat:

»Als Kommandeur des Korps irritierte mich am stärksten, daß jegliche Nachrichten über die Lage an der Front fehlten. Nicht nur die Soldaten brauchen Tuchfühlung, im übertragenen Sinne auch die Kommandeure der kämpfenden Truppen;

Isolierung lähmt zwangsläufig das schöpferische Denken. Wir mußten uns jede Information selbst beschaffen. Mein Stabschef Maslow organisierte buchstäblich eine Jagd nach Informationen, um einen Überblick über das Geschehen zu bekommen und die für die Truppenführung erforderlichen Angaben liefern zu können. Dabei kamen viele Stabsoffiziere ums Leben. Während der ganzen Zeit, in der ich das 9. mechanisierte Korps befehligte, erhielt ich vom Stab keinerlei Informationen.»

Die einzigen brauchbaren Angaben liefern nur die Aussagen gefangener deutscher Soldaten, darunter auch Offiziere natürlich. Einmal erwischt man einen deutschen Oberst, der wertvolle Dokumente und Karten bei sich trägt. Der Oberst weigert sich standhaft auszusagen. Aber das braucht er gar nicht. Das Kartenmaterial ist aufschlußreich genug und zeigt den Durchbruch an der Naht zwischen sowjetischer 5. und 6. Armee.

Das Kartenmaterial ist Gold wert. In ihm sind alle Operationen der Panzergruppe 1 für die nächsten Tage eingezeichnet. Trotzdem ist das Material andererseits wieder keinen Schuß Pulver wert, weil Rokossowski es nicht weitergeben kann, da er keinerlei Funk- oder Fernsprech- und schon gar keine Melderverbindung zur Armee besitzt.

Die Truppe, die an sich sehr tapfer kämpft, spürt selbstverständlich sehr bald, daß die Führung keine Ahnung von der Lage hat. Das erzeugt wiederum Panik und Mißtrauen. So wie es im Moment aussieht, siegen die deutschen Truppen im gleichen »Blitztempo«, wie sie Frankreich, Polen und die skandinavischen Länder niederrangen.

Die einzige Barrikade gegen die Massenflucht sind die rücksichtslos durchgreifenden Kader der Polit- und Kommissaroffiziere. Aber auch sie können nicht überall sein. Abgesehen davon, daß gerade sie in den ersten Kriegstagen einen hohen Blutzoll entrichten müssen.

Angesichts dieser Fakten nimmt es nicht wunder, wenn immer mehr Rotarmisten, aber auch Offiziere, einzeln und in Gruppen, in der Wildnis verschwanden, untertauchten, weil sie entweder demoralisiert oder von ihrer Truppe abgeschnitten waren.

Hierzu Rokossowski:

»Wir sammelten diese Leute und schickten sie in unsere motorisierten Truppenteile, genauer gesagt, in unsere Infanterieregimenter. Meistens waren es ehrliche Männer, die infolge der ungewöhnlich schwierigen Lage den Kopf verloren hatten.«

Und er fährt einige Zeilen weiter fort:

»Unser Politapparat sowie Kommunisten und Komsomolzen halfen ihnen, wieder Mut zu fassen und die Unsicherheit zu überwinden, die noch vor kurzem bewirkt hatte, daß sie beim Auftauchen eines deutschen Panzers in den Schreckensruf ›Wir sind eingekreist‹ ausgebrochen waren.«

Im sowjetischen Militärjargon wurden diese in die Wälder geflüchteten Rotarmisten »Ersatz aus dem Walde« genannt. Rokossowski stieß einmal in einem Wald in der Nähe von Klewan auf einen älteren Mann, der völlig apathisch und desinteressiert unter einem Baum saß. Er hatte keine Dienstgradabzeichen und überhaupt nichts Soldatisches an sich. Rokossowski, in der Meinung, es handle sich um einen geflohenen Zivilisten, redete mit dem Mann und stellte dabei zu seiner Verwunderung fest, daß dieser Major und Abteilungskommandeur war. Der General, aufgebracht und wütend, wollte schon den Befehl erteilen, den Offiziersdeserteur zu erschießen, überlegte es sich aber dann doch anders und sagte nur: »Wie konnten Sie nur einen Augenblick lang Ihre Kommandeursehre vergessen?«

Der Offizier starrte Rokossowski verdutzt an, sprang auf die Füße und antwortete: »Ich schäme mich, Genosse General. Aber ich bitte Sie, mir noch einmal die Chance zu geben.«

Rokossowski gab sie ihm. Der Major sammelte die im Wald Herumstreunenden und bildete eine Kampfgruppe aus ihnen. Rokossowski konnte sich einen Tag später persönlich davon überzeugen, daß der Major und die ihm unterstellten Rotarmisten einwandfrei ihre Pflicht erfüllten.

Diese wenigen, aber charakteristischen Beispiele mögen genügen, um zu zeigen, wie stark angeschlagen die russischen Grenzlandverbände bereits in den ersten Tagen waren, und es mutet schon recht sonderbar an, wenn es in der »Geschichte« heißt:

»Die Sowjetmenschen, die Soldaten von Armee und Flotte erhoben sich wie ein Mann beim Ruf der teuren Kommunistischen Partei zum aufopferungsbereiten Kampf gegen den verhaßten Feind. Die Sowjetmenschen wußten: Unüberwindbar ist die Rote Armee, deren Kampf die erfahrenste, gehärtetste aller Parteien führt. Unüberwindbar ist die gerechte Sache der Völker des Sowjetlandes, ohne Maß sind ihre Kräfte, entzündet worden ist der Massenheroismus.«

*

Mittlerweile war es klargeworden, daß Generalfeldmarschall von Rundstedts Heeresgruppe Süd das ihr durch Führerweisung Nr. 21 gesteckte Angriffsziel nicht erreicht hat. 100 Kilometer nur sind die Panzerdivisionen der Heeresgruppe ins sowjetische Hinterland eingedrungen.

Nach siebentägigem Kampf eine magere Ausbeute, wenn man bedenkt, daß das operative Ziel, die Umfassung der Streitkräfte Kirponos nördlich des Dnjestr, nicht durchzuführen war. Statt eine riesige Kesselschlacht durchzuführen, sind die deutschen Divisionen der Heeresgruppe Süd gezwungen, sich mit überlegenem Panzerfeind herumzuschlagen, sich einzuigeln, nach hinten und vorn zu fechten, nur um sich ihrer

Haut zu erwehren. Währenddessen gelingt es Generaloberst Kirponos, die Masse seiner Armeen hinter die berühmte Stalinlinie, den russischen »Westwall« zurückzuführen.

Der Zeitplan der deutschen Heeresgruppe Süd ist arg durcheinandergeraten, und es erscheint – zur Zeit jedenfalls – mehr als fraglich, ob diese unter Umständen verhängnisvolle Verspätung je wieder eingeholt werden kann.

Diese Frage hängt nämlich unmittelbar mit dem Erfolg der Heeresgruppe Mitte zusammen, jenen Verbänden also, die auf Befehl Hitlers auf direktem Weg in Richtung Moskau marschieren sollen.

Und hier klappt es. Hier, an der Mittelfront, gelingt der große Coup, schlägt der »Blitz« ein, laufen die Operationen der beiden Panzergruppen Hoth und Guderian planmäßig. 1.600 deutsche Panzer rollen gen Osten, kümmern sich nicht darum, was rechts und links von ihnen passiert. Der »Blitz« regiert wieder einmal die Stunde, vorläufig noch.

Im sowjetischen Generalstab herrscht darob helles Entsetzen. Schon nach vier Tagen Krieg mit Deutschland streckt Hitler seine »gepanzerte Faust« nach Moskau aus. Denn wenn das im Mittelabschnitt so weitergeht, ist die Hauptstadt der UdSSR in Bälde unmittelbar bedroht. Der Fall von Smolensk, das eine wichtige Schlüsselstellung in der russischen Verteidigungskonzeption darstellt, scheint nur noch eine Frage der Zeit zu sein. Und Smolensk – Moskau, das ist keine Entfernung mehr für modern ausgerüstete Panzerdivisionen, deren Führer – allen voran Guderian und Hoth – geniale Strategen und Taktiker sind.

Die sogenannte sowjetische »Westfront« wird dagegen schlecht geführt, eine verhängnisvolle Fehldisposition Stalins, der, wie schon eingangs erwähnt, seine besten Generale im Norden und Süden eingesetzt hatte, weil er dort die deutschen Angriffsschwerpunkte erwartete.

Jetzt bekommt er dafür die Quittung. Darüber trösten auch

spärlich durchsickernde Meldungen nicht hinweg, daß sich die Festung Brest-Litowsk nach wie vor heldenhaft und mit beispielloser Härte verteidigt. Daß sich die Nordfront konsolidiert und die Südfront ebenfalls langsam wieder findet und systematisch zur planmäßigen Verteidigung übergeht.

Der Vorstoß der beiden deutschen Panzergruppen des Mittelabschnittes entfacht in Moskau indessen ein vielfältiges und bedrohliches Wetterleuchten.

Lange Zeit wußte kein Mensch, was sich in Moskau, im Kreml, kurz nach dem Einmarsch der deutschen Truppen in sowjetisches Gebiet abgespielt hat, wie Partei und Regierung, Stalin und das Oberkommando der Roten Armee reagiert haben, was sie unternahmen, was sie unterließen, wie ihnen zumute war, was sie erhofften, und was sie befürchteten. Heute wissen wir es.

Der Blick hinter die Kulissen der sowjetischen Partei- und Militärmaschinerie ist ebenso faszinierend wie beklemmend. Beklemmend vor allem deshalb, weil wir heute, dank einiger aufsehenerregender Publikationen russischer Militärs, erkennen können, wie nahe die Sowjetunion an der militärischen Katastrophe stand und wie nahe andererseits Hitler seinem Ziel war, die UdSSR zu besetzen.

»Im Generalstab war die Atmosphäre bei Kriegsausbruch von Anfang an ernst, aber gefaßt und sachlich. Niemand bezweifelte, daß die Spekulationen auf das Überraschungsmoment der deutschen Führung zeitweilig militärische Vorteile bringen würden. Vorgesetzte wie Unterstellte handelten mit gewohnter Zuversicht.«

Diese Sätze schrieb Armeegeneral S. M. Schtemenko, bei Kriegsbeginn Generalstabsoffizier im sowjetischen Hauptquartier, am Anfang seiner Erinnerungen, die unter dem Motto stehen: »Tage der Verbitterung und Hoffnung.«

Sachlich, gefaßt, mit gewohnter Zuversicht handeln kann

aber nur ein Generalstab, der auf den Ernstfall sorgfältig präpariert ist und volle Aktionsfähigkeit besitzt. Eben das aber war beim sowjetischen Generalstab keineswegs der Fall. Die Führung der Roten Armee war im Gegenteil funktionsunfähig, ja, es gab nicht einmal eine solche, sondern bestenfalls ein Konsistorium von Militärs und Parteifunktionären, das vielleicht in der Lage war, Kopf und Stirn eines Friedensheeres zu sein, in keinem Falle aber als Hauptquartier oder gar Oberkommando bezeichnet werden konnte.

Schtemenko kommt dann zu der verblüffenden Feststellung:
»Am 23. Juni beschlossen der Rat der Volkskommissare und das Zentralkomitee der Partei die Schaffung eines Hauptquartiers des Oberkommandos der Streitkräfte der UdSSR mit dem Volkskommissar für Verteidigung, Timoschenko, als Vorsitzenden, dem Chef des Generalstabes, Shukow, mit Stalin, Molotow, Woroschilow, Budjonny und dem Volkskommissar der Seekriegsflotte, Kusnezow. Außerdem wurde beim Hauptquartier eine Institution ständiger Berater geschaffen, zu der Schaposchnikow, Merezkow, Watutin, Woronow, Mikojan, Wosnessenski, Shdanow und andere gehörten... Der besseren Verbindung wegen verlegten wir unsere Arbeitsplätze in den Sitzungssaal. Die Tische wurden entlang den Wänden aufgestellt, nebenan war der Fernschreiber. In unmittelbarer Nähe befanden sich die Arbeitszimmer des Volkskommissars für Verteidigung und des Chefs des Generalstabes. Mit im Saal saßen die Stenotypistinnen (!). Trotz Enge und Lärm konnten wir arbeiten.«

Fast ständig anwesend waren im Generalstab der Chef der Artillerie, Woronow, der Gehilfe des Oberbefehlshabers der Luftverteidigungstruppen des Moskauer Militärbezirks und vor allem die Chefs des Militärtransportwesens. Diese waren im Moment die wichtigsten Leute, denn die einzige Alternativmaßnahme des sowjetischen Hauptquartiers bestand

Ende Juni 1941 darin, möglichst viele Truppen aus dem Landesinneren an die Fronten zu schicken.

Pausenlos rollten die Militärtransportzüge nach den verschiedenen Abschnitten, wobei es vielfach zu katastrophalen Pannen kam. Regimenter, die für den Norden bestimmt waren, landeten im Mittelabschnitt, solche für den Mittelabschnitt im Süden.

»Manche Anordnungen und Direktiven waren bereits überholt, bevor sie die Truppe erreichten«, schreibt Schtemenko und fügt bitter hinzu: »Im übrigen offenbarten sich schon in den ersten Kriegstagen die Mängel in der organisatorischen Struktur vieler Glieder des Generalstabes. Es galt, schnellstens für jede Front eine besondere Operative Gruppe zu schaffen, die von einem erfahrenen Offizier geleitet wurde. Aber dies dauerte noch bis August 1941.«

Das heißt also, daß anderthalb Monate lang die wichtigsten Ressorts im Hauptquartier nur mangelhaft besetzt waren.

Schwerwiegender als alle diese Mängel waren aber die nun vorgenommenen Umbesetzungen innerhalb der Fronten und des Hauptquartiers selbst. Die ersten Sündenböcke wurden gesucht und auch gefunden. So mußte General Pawlow, der Oberbefehlshaber Westfront, den Hut nehmen, Klimowskich, Chef des Stabes, fiel in Ungnade, und schließlich wurde auch noch der Chef der Operativen Verwaltung, Generalmajor Semjonow, in die Wüste geschickt.

Zum Oberbefehlshaber der Westfront bestimmte das Hauptquartier General Shukow, den späteren Sowjetmarschall, der zu hohen Ehren gelangte. Shukow blieb allerdings nicht lange auf diesem Posten. Stalin holte General Jeremenko aus dem Fernen Osten, weil er einen kühnen Organisator und erfahrenen Truppenführer benötigte, der das unvorstellbare Chaos im Raum der beiden Panzergruppen Hoth und Guderian wieder in den Griff bekommen konnte.

Die Umbesetzungen und Ablösungen riefen selbstverständ-

lich innerhalb der Generalität große Unruhe hervor und machten eine kontinuierliche Arbeit geradezu unmöglich.

Dazu Schtemenko: »Diese *Ablösung und Umbesetzung von Leitern bereits in den ersten Kriegstagen war uns absolut unerklärlich. Wenn auch nicht offen darüber gesprochen wurde, machte es uns doch nervös und verursachte innere Auflehnung.*

Offensichtlich hatten die zeitweiligen Niederlagen an der Front bei einigen Vorgesetzten übertriebenes Mißtrauen geweckt. Von dieser krankhaften Erscheinung blieb letzten Endes auch der Generalstab nicht unberührt. So beschuldigte einer der neu eingesetzten Kommandeure Oberst Gyslow (Generalstabsoffizier im Hauptquartier), den er bei der Arbeit beobachtete, die Kraft des Gegners zu überschätzen. Glücklicherweise erwies sich unsere Parteiorganisation als reif genug und wies die unsinnigen Anschuldigungen zurück. Das war nicht zuletzt dem neugewählten Sekretär des Parteibüros, Oberst Beresin, zu verdanken.«

Wie man sieht, die Partei saß selbst mitten in der Führungsspitze des Hauptquartiers, Aufsichtsorgan und Schlichtungsstelle, je nach Bedarf. In diesem Falle bewahrte die Partei vielleicht das Hauptquartier vor einem nicht wiedergutzumachenden Fehler. Ein andermal aber pfuschte sie den Generalstäben willkürlich ins Handwerk.

Dann kamen die ersten deutschen Luftangriffe auf Moskau. Es waren Nachtangriffe. Der materielle Schaden war unbedeutend, die moralische Wirkung dagegen verheerend. Moskau, das kommunistische Mekka, im Bombenhagel deutscher Flugzeuge! In der Hauptstadt der UdSSR kam Panik auf, so daß sich die Parteiführung gezwungen sah, einen Großteil der Moskauer Bevölkerung zu evakuieren. Man begann vorerst damit, die Familien der Armeeeingehörigen fortzuschaffen. Auf den Fernbahnhöfen spielten sich unbeschreibliche Szenen ab, denn es gab keinen

Evakuierungsplan.

Auch diese beklemmende Phase der ersten Kriegswochen beschreibt Schtemenko:

»... nach dem ersten Luftangriff schickte auch ich meine Frau mit ihrer Mutter und meinen beiden Kindern nach Nowosibirsk – ohne festes Domizil, keiner wußte, zu wem. Der Kasaner Bahnhof war verdunkelt. Tausende von Menschen warteten auf den Abtransport. Mit Mühe und Not preßte ich meine Frau in den Waggon. Die Tochter mußte ich ihr durchs Fenster reichen, weil niemand mehr durch die Eingangstür kam.

Ich gab meiner Frau ein Schreiben an Generalleutnant Slobin mit, meinem ehemaligen Dienstkameraden und jetzigen Stellvertreter des Oberbefehlshabers der Truppen des Sibirischen Militärbezirks. Doch wie ich später erfuhr, war es ihr unmöglich, zu Slobin zu gelangen...«

Die Luftangriffe nahmen von Tag zu Tag zu. Fast jede Nacht wurde Luftalarm gegeben. Manchmal fielen auch Bomben in der Nähe des Kreml. Das Hauptquartier beschloß deshalb, einen Luftschutzraum einzurichten. Bisher gab es keinen. Da kein Mensch in diesem Provisorium vernünftig arbeiten konnte, zog der Generalstab nachtsüber in die Metrostation »Belorusskaja«. Dort hatte man einen Gefechtsstand und eine Nachrichtenzentrale eingerichtet.

Tagsüber kamen die deutschen Bomber nicht. Die um Moskau stationierte Flak war stark genug, jeden Tagangriff der deutschen Luftwaffe abzuwehren. Aber in der Nacht versagte die mächtige Flaksperr.

So entstand die geradezu kuriose Situation, daß alle Mitarbeiter des Hauptquartiers allabendlich ihre Koffer mit den notwendigen Unterlagen und Dokumenten packten und in die Metrostation umzogen. Hier arbeitete auf der einen Hälfte des Bahnsteigs »der zentrale Gefechtsstand«, während sich die andere Hälfte, nur durch eine Sperrholzwand abgeteilt, bei

Eintritt der Dunkelheit mit Einwohnern füllte, vor allem mit Frauen und Kindern. Diese erschienen bereits, bevor in der Stadt Alarm gegeben wurde. Ein ungeheures Durcheinander herrschte, Kinder weinten, Frauen stritten miteinander um die besten Plätze, Miliz versuchte, Ordnung und Ruhe einigermaßen aufrechtzuerhalten.

Und mitten in diesem Tohuwabohu arbeitete der Generalstab der UdSSR. Kommentare hierzu sind wohl überflüssig. Schtemenko, einer der Mitbetroffenen, meint, unter diesen Belastungen und Widerwärtigkeiten könnte wohl kein Generalstab der Welt seine kriegswichtige Aufgabe erfüllen. Er schrieb darüber folgendes:

»Vor allem die notwendigen Hin- und Rückfahrten waren sehr zeitraubend und störten den Arbeitsrhythmus erheblich. Deshalb verzichteten wir auf dieses umständliche Verfahren und verlegten unseren Sitz in ein Gebäude der Kirow-Straße. Die Metrostation Kirowskaja stand völlig zur Verfügung des Hauptquartiers. Die Züge hielten nicht mehr an, und der Bahnsteig, auf dem wir unseren Arbeitsplatz aufgeschlagen hatten, war durch eine hohe Sperrholzwand von den Gleisen getrennt. An dem einen Ende befand sich die Nachrichtenzentrale, am anderen Ende ein Arbeitsraum für Stalin. In der Mitte – in Reihen angeordnet – unsere Arbeitstische. Der Raum des Chefs des Generalstabes befand sich neben dem des Obersten Befehlshabers.«

Stalin, der Oberste Befehlshaber der Roten Armee, in der Metrostation Kirowskaja. Laut Beschluß des Zentralkomitees wurde das sogenannte Staatliche Verteidigungskomitee gegründet. Vorsitzender und damit automatisch Oberster Befehlshaber wurde Stalin. In seiner weltberühmt gewordenen Ansprache an das russische Volk hatte er unter anderem gesagt:

»Durch den uns aufgezwungenen Krieg ist unser Land in einen Kampf auf Leben und Tod mit seinem erbittertsten

Feind, mit dem deutschen Faschismus, eingetreten. Unsere Truppen kämpfen heldenhaft gegen einen Feind, der bis an die Zähne bewaffnet und reichlich mit Panzern und Flugzeugen ausgestattet ist... Jetzt schalten sich die Hauptkräfte der Roten Armee, ausgerüstet mit Tausenden von Panzern und Flugzeugen, in den Kampf ein. Zusammen mit der Roten Armee erhebt sich unser ganzes Volk, um seine Heimat zu verteidigen...

Es wird in unseren Reihen keinen Raum für Feiglinge und Zauderer, für Deserteure und Panikmacher geben. Unser Volk muß furchtlos sein in seinem Kampf und selbstlos unseren nationalen Krieg der Befreiung von den faschistischen Sklavenhaltern durchfechten...«

Jetzt hatte Rußland einen Führer, zu dem es aufblicken konnte. Stalin befand sich zweifellos auf dem Höhepunkt seiner Macht, er war jetzt unumstrittener Herrscher der UdSSR.

*

Bei einer Lagebesprechung Ende Juni gab Hitler, der »Führer und Reichskanzler« seinen »feststehenden Entschluß« bekannt, »Moskau und Leningrad durch die Luftwaffe dem Erdboden gleichzumachen.«

Als die Luftangriffe aber nicht den gewünschten Erfolg erzielten, wandte sich Hitler an Göring und sagte sarkastisch:

»Glauben Sie, daß es in der Luftwaffe überhaupt ein Geschwader gibt, das den Mut hat, nach Moskau zu fliegen?«

Göring sah rot. Damit wurde die Bombardierung der sowjetischen Hauptstadt für den Reichsmarschall zur Prestigefrage, aber auch zu einer lästigen Pflichtübung, denn Göring war der Ansicht, es gebe weit wichtigere Aufgaben, als Moskau zu bombardieren.

In diesem Punkt irrte er jedoch. Moskau war schließlich nicht irgendeine Hauptstadt und nicht nur der Sitz der

sowjetischen Regierung und Parteispitze, Moskau war das Herz der Sowjetunion, das militärische und wirtschaftliche Zentrum eines Riesenreiches. Darüber hinaus war aber Moskau auch die zentrale Verkehrsspinne des Landes. Fast alle Truppenbewegungen und Transporte liefen über die Moskauer Bahnhöfe.

Aus all diesen Gründen hätte die sowjetische Hauptstadt das strategische Ziel Nr. 1 für Görings Luftwaffe sein sollen. In Wirklichkeit waren die Angriffe nie mehr als Nadelstichoperationen. Mit Mühe und Not wurden einige Kampfverbände zusammengestellt. Insgesamt ganze 127 Flugzeuge! Ju 88 vom KG (Kampfgeschwader) 3 und KG 54, He 111 vom KG 53 und KG 55.

Bezeichnenderweise wehrten sich die an der Ostfront stehenden Fliegerkorps mit Vehemenz dagegen, daß sie Maschinen für die Bombardierung Moskaus abgeben sollten. Und die Heeresbefehlshaber unterstützten sie darin noch. Jedem war eben das eigene Hemd am nächsten.

Die Statistik zeigt entsprechende Zahlen: 104 Tonnen Spreng- und 46.000 Brandbomben bei einem Großangriff. Aber es wird keine geschlossene Wirkung erzielt. Der Kreml brennt auch nicht, obwohl die darauf angesetzte Gruppe, die II. KG 55, mit Sicherheit behauptet, den Kreml mit Hunderten von Brandbomben getroffen zu haben.

Ein ausländischer Militärattache meinte hierzu: »Die leichten deutschen Brandbomben durchschlugen die mit dicken Ziegeln bedeckten Kremldächer, die aus dem 17. Jahrhundert stammen, gar nicht. Folglich kam es auch zu keinen Bränden.«

Tage später griffen 115 Maschinen Moskau an. Dann nur noch 100, und schließlich waren es 50, einmal 30 und dann 15 Flugzeuge.

Mittlerweile hatten die Sowjets ihre Hauptstadt mit einem so gewaltigen Flak- und Scheinwerfergürtel umgeben, daß es ohnedies immer schwieriger wurde, die sowjetische Hauptstadt

zu erreichen, noch dazu die vorhandenen Flugzeugtypen für derartige Flüge und Aufgaben ungeeignet waren.

Die hier gemachten Fehler sollten sich bald in verhängnisvoller Weise rächen.

Den Nutzen aus diesen Fehlentscheidungen zog die Sowjetunion, zog Moskau, das schon befürchtete, unter den Schlägen der deutschen Bomber in Schutt und Asche dahinzusinken.

Statt dessen normalisierte sich die Lage in der russischen Hauptstadt wieder, der erste Schock war überwunden, und Stalin konnte nun endlich die »schnelle Mobilisierung aller Hilfsquellen des Landes« vorantreiben.

Der Krieg ging in die entscheidende zweite Runde.

ENDE

Sowjetisches Maschinengewehr Degtjarew (DShK) 38

Während die deutsche Wehrmacht nur leichte und schwere Maschinengewehre mit gleichem Kaliber besaß, hatte die Rote Armee neben ähnlichen Waffen auch noch das großkalibrige Maschinengewehr Degtjarew (DShK) 38 in Gebrauch, das von den deutschen Soldaten als »überschweres« MG bezeichnet wurde. Es handelte sich dabei um einen Gasdrucklader mit luftgekühltem Lauf (Kühlrippen), auf dem vorn ein auffallender Mündungsfeuerdämpfer aufgeschweißt war. Dieses überschwere MG war um 180° schwenkbar, auf einer kleinen Räderlafette mit zusammenklappbaren Holmen montiert und konnte entweder von zwei Schützen im Mannschaftszug gezogen oder einspännig gefahren werden. Häufig waren diese Maschinengewehre mit einem Schutzschild versehen und wurden auch als Doppel-MG verwandt, manchmal auch mit montiertem Suchscheinwerfer. Das Degtjarew (DShK) 38 wurde im Erdkampf auch gegen Panzer eingesetzt, meist aber als Fla-MG zur Luftabwehr. Um auf Luftziele schießen zu können, mußte die Waffe allerdings von den Rädern abgenommen und auf ein Dreibeinstativ gesetzt werden. Es blieb als überschweres MG während des ganzen Krieges die Standardwaffe der sowjetischen Infanterie und war außerdem auch bei gepanzerten Fahrzeugen und kleineren Marineschiffen zu finden.

Technische Daten

Gewicht mit Lafette:	140kg
Feuergeschwindigkeit:	550-600 Schuß/min
Gebrauchsschußweite im Erdkampf:	3.500m
Höchstschußweite gegen Luftziele:	1.500m
Durchschlagsleistung:	auf 300 m eine Panzerung von 2 cm
Munitionszuführung:	Metallgliederketten mit je 50 Patronen; neuere Art: Trommelmagazin mit je 50 Schuß

Sowjetische Waffen



Maschinengewehr Degtjarew 38